

Wolfgang Eßbach

RELIGIONSSOZIOLOGIE 2,2



Wolfgang Eißbach

# RELIGIONSSOZIOLOGIE 2

Entfesselter Markt und artifizielle Lebenswelt  
als Wiege neuer Religionen

Teilband 2

Wilhelm Fink

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags nicht zulässig.

© 2019 Wilhelm Fink Verlag, ein Imprint der Brill Gruppe  
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;  
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland)

Internet: [www.fink.de](http://www.fink.de)

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München  
Herstellung: Brill Deutschland GmbH, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5820-9 (hardback)  
ISBN 978-3-8467-5820-5 (e-book)

# Inhalt

## VIERTER TEIL: ARTIFIZIELLE LEBENSWELT

I. VERMEHRUNG UND MACHT DER DINGE .....	831
1. Neue Ratlosigkeit .....	832
2. Soziologische Verspätungen .....	843
3. Bilder und Räume artifizierter Lebenswelt .....	857
4. Eine Unmenge Zeugs .....	881
II. TECHNISCHE MACHTENTFALTUNG, KONTINUITÄT DER RELIGIONEN .....	907
1. Materialschlacht .....	908
2. Primat und Qualitätssprünge der Technik .....	919
3. Immer schneller .....	935
4. Die Ankunft der Religionen in der artifizierten Welt .....	950
5. Risse und Aufbrüche .....	966
III. KUNST UND ZAUBER PRIMITIVER RELIGIONEN .....	989
1. Die Faszination des Primitiven .....	989
2. Magische Handlungsmacht .....	1014
3. Der Knoten von Magie-Technik-Kultur-Religion .....	1040
4. Der Zauber der Objekte .....	1072
5. Fetischkritik zweier Freunde .....	1096

IV. GANZHEITSGLAUBE: QUANTEN, ALIEN, APOKALYPSE, SYSTEMVERTRAUEN .....	1123
1. Erschütterungen der Ganzheit .....	1124
2. Religiöse Aufstiege aus der Quantenwelt .....	1146
3. Technofiktive Religionen .....	1167
4. Weltvernichtung und das Naturheilige .....	1199
5. Alles im Gleichgewicht: kybernetisch kreativ kontrolliert .....	1226
V. DOING RELIGION – GLAUBE AN VERFAHREN .....	1267
1. Das Laboratorium der Lebensreform .....	1268
2. Meditation und Rausch .....	1298
3. Heil und Heilung .....	1327
4. Ritualismus .....	1355
5. Kult und Körper .....	1383
<i>Zusammenfassung: Erfahrung artifizierlicher Lebenswelt, Primitivismus, Ganzheits-Hoffnungen und die Suche nach ritual-technischen Verfahrensreligionen .....</i>	<i>1419</i>
EPILOG .....	1425
LITERATUR .....	1429
REGISTER .....	1641

VIERTER TEIL:  
ARTIFIZIELLE LEBENSWELT





# I. Vermehrung und Macht der Dinge

## *Übersicht*

In diesem Kapitel skizzieren wir Facetten der aufbrechenden bzw. blockierten Wahrnehmungen artifizierter Lebenswelt. Die Schwierigkeiten einer Abgrenzung epochaler Erfahrungsräume zeigen sich in Diskursen zur Frage nach dem Ende des 19. Jahrhunderts. Exponiert wird die These von der umfassenden Artifizierung der Lebenswelt als Erfahrungskern der Menschen im Europa des 20. Jahrhundert, zu dem die kurrente Ambivalenz von Technikbegeisterung und Technikfeindschaft, von Dramatisierung oder Verharmlosung technischer Innovationen gehört (1). Aus den Krisen der Marktgesellschaft, namentlich der sozialen Frage hervorgegangen, hat das Fach Soziologie spät die Artifizierung der Lebenswelt in seinen begrifflichen Horizont einbezogen. Wir plädieren für konzeptionelle Korrekturen, die sich auf das Denken des Zusammenhangs von Sozialwelt und Artefakten und des Zusammenhangs von Technisierung und Ästhetisierung der Lebenswelt beziehen (2). Hilfreich dafür ist die Beobachtung moderner Malerei. Der Rückzug anschaulicher Natur aus dem gesellschaftlichen Lebensraum führt in den Bildern avantgardistischer Künstler zu einem Wechsel der Bildrationalität vom Bezugssystem „Natur“ zur selbstbezüglichen Reflexion des Bildbetrachters. Die Sichtbarkeit unübersehbarer Expansion gebauter Umwelt motiviert Diskurse über das Thema der „kranken Stadt“ und Visionen eines künstlichen Gefüges der Funktionen. Die Infrastrukturalisierung des Bodens durch Verkehrswege, große technische Systeme und Energielandschaften führt zu einem homogener werdenden Stadt-Land-Kontinuum und vervollständigt das Bild artifizierter Lebenswelt (3). Das Akkumulationsregime des „Fordismus“ hat mit der Massenproduktion von Dingen und der Verkürzung der Arbeitszeit eine konsumistische Integration der Bevölkerung und die Konstitution eines neuen Subjekttypus: des Konsumenten, d. h. des allererst Dinge benötigenden Individuums ermöglicht. Nicht zuletzt die Angebote der Vergnügungsindustrie haben technische Dinge zu Trägern kultureller Wertvorstellungen gemacht. Eine Schlüsselrolle bei der Kulturalisierung der Dinge spielt das *Bauhaus* und seine auch esoterisch motivierte Suche nach symbolisch-ästhetischen Ausdrucksmustern für die technische Welt. Schließlich befassen wir uns mit der Emanzipation des Designs und seinem Beitrag zur Überhöhung der Dinge als Kultobjekte (4).

## 1. Neue Ratlosigkeit

DER LANGE ABSCHIED VOM 19. JAHRHUNDERT. Die Historisierung der Moderne, die wir in dieser Religionssoziologie praktizieren, ist an epochalen Zeiterfahrungen orientiert, die Intellektuelle herausgefordert haben, mit der Wiederkehr des Themas Religion auf die eine oder andere Weise umzugehen. Zur Erinnerung: Die epochalen Zeiterfahrungen verweisen zugleich auf die Genese von Strukturelementen, die gemeinhin zu unserer Moderne gerechnet werden: Der Transformationsprozeß der europäischen Herrschaftsformen von personaler Gewalt zu territorialer Staatsgewalt ist verbunden mit den Glaubenskriegen der christlichen Konfessionen und der Genese von *Rationalreligion*. Die Umwälzungen der Revolutionszeit, in denen ein zweites Strukturelement unserer Moderne hinzukommt: die Demokratie, basierend auf dem Willen freier und gleicher Personen, sind verbunden mit Versuchen der Stabilisierung des revolutionären Enthusiasmus in *Nationalreligion* und *Kunstreligion*. Die Entfesselung der Marktgesellschaft, das dritte Strukturelement unserer Moderne, ist verbunden mit der Genese von *Wissenschaftsreligion*, die auf einem liberalen Religionsmarkt mit älteren und jüngeren Glaubensweisen um Anhänger konkurriert, wenn der konfessionelle Religionszwang beendet ist und Gewerbefreiheit für *Weltanschauungsreligionen* gegeben ist. Territoriale Staatsgewalt, Demokratie und Marktwirtschaft, diese Strukturelemente haben einen historischen Ort, an dem sie erstmals erfahren und von Intellektuellen interpretiert werden. Man lernt, wie man mit dem neuen Strukturelement umgehen kann, und das Resultat wird Teil der Deutungen unserer europäischen Moderne. Bis heute sind Glaubenskrieg, Revolution, Marktgesellschaft Themen, die uns beschäftigen. Sie sind im 19. Jahrhundert den Intellektuellen präsent, und Intellektuelle nehmen dieses Wissen mit in das 20. Jahrhundert gleichviel, ob sie diese Strukturelemente positiv bewerten oder ablehnen.

Intellektuelle, die einem linearen Geschichtsbild folgen, werden in der Regel wenig Schwierigkeiten haben, Zäsuren für den Beginn einer qualitativen Epoche zu finden. Unsicher sind dagegen die Antworten von Intellektuellen auf die Frage, wann das 19. Jahrhundert, das heißt die Periode, in der die genannten drei modernen Strukturelemente versammelt sind, aufhört. Es ist wohl doch nicht so, daß man, wenn man weiß, wann eine Epoche anfängt, man im selben Zuge weiß, wann die vorhergehende aufhört. Gerade die Frage, wann das 19. Jahrhundert zu Ende ist, ließ sich nicht so leicht klären, weil die Wahrnehmung der Zeitgenossen, auf die wir uns bei der Analyse der Wiederkehr des Themas Religion beziehen, gebrochen und gespalten war.

Die bisherigen Abgrenzungen der epochalen Erfahrungsräume waren in dieser Beziehung relativ einfach zu handhaben. Die Glaubenskriege sind von den Zeitgenossen als ein Einschnitt erfahren worden, in dem eine ganze Welt zusammenbrach. Die Französische Revolution wurde als Scheitelpunkt der Geschichte erfahren: Ende der alten Welt, Aufgang einer neuen. 1848 wurde als tiefer Bruch erlebt, alles was vorher Gültigkeit hatte: der Enthusiasmus, das Ideale überhaupt, wurde rücksichtslos desillusioniert und auf brutale Fakten und naturale Kräfte bezogen,

die als *vis a tergo* hinter dem Rücken der Menschen ihr Spiel mit den Einzelnen trieben. Mit dem Abschied vom 19. Jahrhundert haben sich die Zeitgenossen sehr schwer getan. Aus einer Vielzahl von Reflektionen zu dieser Frage seien hier nur vier Dokumente aus den Jahren 1917, 1938, 1944, und 1985 zu Rate gezogen, in denen über die Frage nach dem Ende des 19. Jahrhunderts nachgedacht wurde.

Arnold Metzger, ein junger Philosoph, Schüler Husserls, hatte sich 1914 wie viele freiwillig zum Krieg gemeldet. 1915 hatte er sein erschütterndes Fronterlebnis in den Schützengräben der Westfront, 1917 geriet er an der Ostfront in russische Gefangenschaft. In Sibirien verfaßte er den Aufsatz mit dem Titel *Zusammenbruch*. Darin heißt es: „Wir wissen, daß der Krieg ein Werk der von Grund aus korrumpierten europäisch-amerikanischen Gesellschaft ist, der leitenden Motive, in welche sich die Ideologie dieser Gesellschaft bis auf den heutigen Tag versenkt hat.“<sup>1</sup> Wie aber kann der Weltkrieg beendet werden? Es bestehe nur die Möglichkeit „mit der Gesinnung zu brechen, welche die kriegführende Gesellschaft beherrscht. Mit allem zu brechen, was zum ‚moralischen‘ Bestand dieser Gesellschaft gehört, gleichgültig welcher Schicht ihres verdammungswürdigen Daseins es angehört. (...) Diese Forderung bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als der Tradition zu entsagen, in der wir aufgewachsen sind. Denn diese Tradition ist es, welche die Gesellschaft in das Chaos trieb, welche einen Zustand erzeugte, der in seiner grenzenlosen Verderbtheit, in seinem hemmungslosen Abfall vom Gesetz des Gewissens, wie mir scheint mit keiner geschichtlichen Epoche zu vergleichen ist.“

Auf der nächsten Seite finden wir die Diagnose: „Unsere Epoche bedeutet ihrem Wesen nach den sittlichen Ruin der europäischen Gesellschaft“. In diesem Sinne ist das 19. Jahrhundert zusammengebrochen. „Es ist das Verbrechen der Epoche schlechthin, hervorgegangen aus der Verzweiflung an der Evidenz der Idee, sich außerhalb der Distanz zum Göttlichen gestellt zu haben. Sie hat den Menschen an die Stelle der Idee gesetzt und dachte damit, wie sie trefflich sagte, mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit zu stehen. Sie war dem ‚Positiven‘ ergeben, sie schwor auf die Seligkeit des ‚Diesseits‘.“ „Damit versinke die Epoche „in die Ebene der Zweckmäßigkeit, der Bedürfnisregulierung, in die Sphäre, welche als Ausstrahlung vitaler, physiologischer, ökonomischer usw. Strebungen in Frage kommt.“ Aus der Diagnose des Endes des 19. Jahrhunderts ist das Bedürfnis nach einer Wiederkehr von Religion deutlich herauszuhören. So dachten und schrieben viele nach dem Ausgang des Ersten Weltkriegs. Die Reorganisation der Gesellschaft sollte im Medium von neuen Gemeinschaften erfolgen, die mit der Tradition des 19. Jahrhunderts bewußt brechen.

Unter dem Eindruck des siegreichen Bolschewismus und der nationalsozialistischen Diktatur werden aber auch andere Positionen möglich. Der Philosoph Karl Löwith urteilt 1939 in seinem Vorwort zu *Von Hegel zu Nietzsche* ganz anders über das 19. Jahrhundert. „Das 19. Jahrhundert schien zwar in der Perspektive einer

1 Arnold Metzger, „Zusammenbruch“ [1917], in: Ders., *Phänomenologie der Revolution. Frühe Schriften*, mit einem Nachw. v. Ulrich Sonnemann, Frankfurt a.M. 1979, S. 113-125, hier 113. Nachfolgende Zitate S. 114 u. 116.

sich ihm überlegen dünkenden Zeit mit einem einzigen Schlagwort erfassbar und auch schon überwunden‘ zu sein“.<sup>2</sup> Damit spielt Löwith auf Positionen an, die Intellektuelle wie Arnold Metzger vertreten haben. Dann folgt jedoch eine lange beeindruckende Reihe der Namen von Dichtern, Musikern, Künstlern, Historikern, Politikern und Philosophen des 19. Jahrhunderts: „Das 19. Jahrhundert, das ist Hegel und Goethe, Schelling und die Romantik, Schopenhauer und Nietzsche, Marx und Kierkegaard, aber auch Feuerbach und Ruge, B. Bauer und Stirner, E. von Hartman und Dühring. Es ist Heine und Börne“... , und nach der Nennung von über 50 Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts heißt es: Das 19. Jahrhundert „hat Schlag auf Schlag zum Heil und zum Unheil der Menschen die gesamte technische Zivilisation geschaffen und Erfindungen über die ganze Erde verbreitet, ohne die wir uns unser alltägliches Leben überhaupt nicht mehr vorstellen können.“ Daran schließt Löwith die Frage an: „Wer von uns könnte leugnen, daß wir noch durchaus von diesem Jahrhundert leben und eben darum Renans Frage – es ist auch die Frage von Burckhardt, Nietzsche und Tolstoi – verstehen: ‚de quoi vivra-t-on après nous?‘ Gäbe es darauf eine Antwort aus dem Geiste der *Zeit*, so wäre das letzte, ehrliche Wort unserer, noch vor 1900 geborenen und im ersten Weltkrieg gereiften Generation die entschiedene Resignation, und zwar einer, die ohne Verdienst ist, denn die Entsagung ist leicht, wenn sich das meiste versagt.“ Bei Löwith hat das 19. Jahrhundert einen Horizont eröffnet, der noch da ist. 1939 in Japan geschrieben, wohin es den jüdisch-deutschen Flüchtling Löwith verschlagen hatte, zehrt der Intellektuelle noch von den Beständen des 19. Jahrhunderts, ohne eigenes Verdienst. Das 20. Jahrhundert hat Löwith zufolge nicht viel Neues zu sagen. Es exekutiert die Problemlagen der Vergangenheit.

Im Zweiten Weltkrieg schreibt der österreichische Emigrant Karl Polanyi sein berühmt gewordenes Hauptwerk *The great transformation* über die Entstehung und die Entwicklung des Kapitalismus. Das Buch beginnt mit einer Diagnose über das 19. Jahrhundert, die von der Löwiths abweicht und mit größerer Klarheit und mit anderen Begründungen die Diagnose von Arnold Metzger aus dem Jahre 1917 wiederholt: „Die Welt des 19. Jahrhunderts ist zusammengebrochen. Das vorliegende Werk befaßt sich mit den politischen und wirtschaftlichen Ursachen dieses Geschehens sowie mit der großen Transformation, die es einleitete. Die Welt des 19. Jahrhunderts beruhte auf vier Einrichtungen. Die erste war das System des Kräftegleichgewichts, das ein Jahrhundert lang den Ausbruch von lange andauernden und verheerenden Kriegen zwischen den Großmächten verhinderte. Die zweite war der internationale Goldstandard, der eine einmalige Form der Weltwirtschaft symbolisierte. Die dritte war der selbstregulierende Markt, der einen bis dahin nie gekannten Wohlstand hervorbrachte. Die vierte war der liberale Staat. Zwei dieser Einrichtungen waren wirtschaftlicher und zwei politischer Art, oder, anders gesehen, zwei nationaler und zwei internationaler Art. Alles in allem be-

<sup>2</sup> Karl Löwith, *Von Hegel zu Nietzsche. Der revolutionäre Bruch im Denken des 19. Jahrhunderts* [1939], Hamburg <sup>8</sup>1981, S. 8. Nachfolgende Zitate S. 8f.

stimmten sie die charakteristischen Umrisse der Geschichte unserer Zivilisation.“<sup>3</sup> Für Polanyi ist diese Welt des 19. Jahrhunderts nunmehr am Ende des Zweiten Weltkriegs zusammengebrochen. Es war die Rekonstruktionsphase des wirtschaftlichen Wiederaufbaus Europas im Kalten Krieg zwischen Ost und West, die Polanyis Buch inaktuell erschienen ließ, bis es in den Finanz- und Wirtschaftskrisen unserer Tage mehr und mehr Leser fand.

Vierzig Jahre nach Polanyis Diagnose vom Zusammenbruch der Welt des 19. Jahrhunderts sieht es bei einigen Intellektuellen schon wieder anders aus. Jürgen Habermas schreibt 1985 in *Der philosophische Diskurs der Moderne* über das 19. Jahrhundert, in ihm habe sich namentlich bei Hegel der entscheidende Diskurs der Moderne entfaltet. Dort sei ein Rahmen entwickelt, in dem wir uns noch heute bewegten. Gegen französische Kulturtheoretiker und Philosophen, die diesen Rahmen verlassen wollen, schreibt Habermas: „Es liegt nun nahe, daß wir uns von diesem Diskurs insgesamt distanzieren, diese Inszenierung des 19. Jahrhunderts für obsolet erklären. An solchen Versuchen, das Spiel der wechselseitigen Überbietung *unsererseits* zu überbieten, fehlt es nicht. Sie sind an einem Präfix, an den mit ‚post‘ gebildeten Neologismen leicht zu erkennen.“<sup>4</sup> Im Streit mit Michel Foucault und Jacques Derrida geht es für Habermas 1985 immer noch um den Denkhorizont des 19. Jahrhunderts, und er fügt an: „Schon aus methodischen Gründen glaube ich jedoch nicht daran, daß wir den okzidentalen Rationalismus unter dem starren Blick einer fiktiven Ethnologie der Gegenwart zum Gegenstand neutraler Betrachtung verfremden und aus dem Diskurs der Moderne einfach aussteigen können.“<sup>5</sup> Mit der Formulierung vom „starrten Blick einer fiktiven Ethnologie der Gegenwart“ spielt Habermas auf jene Versuche an, die darauf aus sind, die Probleme des 20. Jahrhunderts nicht mit den Kategorien und Präsuppositionen des 19. Jahrhunderts zu überdecken. Habermas dagegen möchte in dem Rahmen verbleiben, der mit der Philosophie des 19. Jahrhunderts gesetzt wurde.

Uns interessiert an dieser Stelle die bemerkenswerte Differenz der Urteile über den Bruch mit dem, was als Denkraum, Kultur oder gesellschaftliche Eigenart dem 19. Jahrhundert zugeschrieben wird. Die argumentative Unterfütterung der Urteile ist bei Metzger, Löwith, Polanyi und Habermas im einzelnen unterschiedlich, aber auffällig ist die Entschiedenheit, mit der das Gesamturteil formuliert ist. So problemlos es sein mag, an heute Konsens gewordene Periodisierungen anschließend, das 20. Jahrhundert inmitten des Ersten Weltkriegs beginnen zu lassen, so umstritten ist auf der Ebene der theoretischen Wahrnehmung die Frage nach dem Ende des 19. Jahrhunderts als einer qualitativ zu bestimmenden Epoche. Der Dissens über den Abschied vom 19. Jahrhundert durchzieht viele Diskurse von Intellektuellen im nachfolgenden Jahrhundert. Der Frage ist kaum auszuweichen,

3 Karl Polanyi, *The great transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen* [1944], Frankfurt a.M. 1978, S. 19.

4 Jürgen Habermas, *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*, Frankfurt a.M. 1985, S. 74.

5 Ebd.

denn sie betrifft die Interpretation der geschichtlichen Existenz, die stets komplizierter wird, je näher wir uns bei der Betrachtung historischer Reihen und ihren Brüchen unserer Gegenwart nähern. Wir erinnern daran, daß die Rede von „Spätkapitalismus“ und „Spätkultur“ noch vor fünfzig Jahren weit verbreitet war. Wer im 20. Jahrhundert diese Terminologie gebrauchte, saß geistig im 19. Jahrhundert.

Wir haben uns in dieser Religionssoziologie zu fragen: Gibt es eine genuine epochale Zeiterfahrung des 20. Jahrhunderts, die qualitativ von der Zeiterfahrung abzusetzen wäre, die wir im *Dritten Teil* unserer Untersuchung als epochale Erfahrung entfesselter Marktgesellschaft herausgearbeitet haben und die nicht als eine Wiederkehr von Glaubenskrieg und Revolution zu charakterisieren wäre?

EINE VIERTE EPOCHALE ZEITERFAHRUNG. Was also könnte eine Zeiterfahrung sein, die typisch für das 20. Jahrhundert ist und die eine vergleichbare Intensität und Breite hat wie die Zeiterfahrungen, die wir bisher untersucht haben: die Erfahrung der Glaubenskriege, der Revolution und der Marktgesellschaft? Fangen wir mit unseren Recherchen bei denen an, die wir noch haben befragen können: die Menschen aus der Generation der Großeltern und der Eltern, die das 20. Jahrhundert in ihrer Lebenszeit durchlebt haben. Wenn wir sie fragen, was die bestimmenden Zeiterfahrungen gewesen sind, so würden vermutlich die zwei Weltkriege, die Ära des Nationalsozialismus und Bolschewismus und das Wachstum eines zuvor nicht gekannten Wohlstands genannt werden. Intellektuelle dieser Generationen könnten auf die drei erschütternden Modernitätskatastrophen dieses Jahrhunderts verweisen: das Verenden der emanzipatorischen Ideen des Kommunismus im Archipel Gulag, den Zivilisationsbruch von Auschwitz und den Abwurf der Atombombe über Hiroshima.<sup>6</sup>

Wollte man eine Diskussion über das Neue dieser Erfahrungen eröffnen und antworten, Kriege habe es doch immer schon gegeben, für Gewaltherrschaften, die diejenigen vernichtet haben, die zu Feinden erklärt worden waren, gäbe es zahlreiche historische Exempel, schließlich habe sich der Wohlstand in der Geschichte der Menschheit doch eher kontinuierlich vermehrt, so bestünde eine Chance, das Neue der Zeiterfahrung 20. Jahrhundert genauer auf den Begriff zu bringen.

Im Ergebnis der Diskussion könnte festgestellt werden: Kriege an und für sich betrachtet sind nicht das Neue gewesen, es hat sie immer gegeben. Aber das Neuartige, Andersartige an den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts, durch das sie sich von ihren Vorgängern qualitativ unterschieden haben, war die alles in den Schatten stellende Bedeutung der Kriegsmaschinerie. Es geht dabei nicht nur um die Verstärkung der Feuerkraft der Waffen, sondern darum, daß das ganze Kriegsgeschehen von einer Unmenge technischer Apparate durchdrungen war. Für den Ersten Weltkrieg läßt sich dies an der Rolle der Pferde festmachen. Seit Jahrhunderten galt

<sup>6</sup> Vgl dazu meine Überlegungen: Wolfgang Eßbach, „Gegenwart, Epoche, Felder und Legitimität. Modi moderner und postmoderner Anschauungen“, in: *Nicht außerhalb der Welt. Theologie und Soziologie* (= Katholizismus im Umbruch, Bd. 1), hg. v. Magnus Striet, Freiburg/Basel/Wien 2014, S. 33-59.

das Pferd als Symbol der Kriegergruppen. In diesem Krieg hat die Reiterei nur noch am Rande eine Bedeutung gehabt. In diesem Krieg taucht für Kriege zwischen Menschen der Begriff der „Materialschlacht“ auf. Der Zweite Weltkrieg hat dies noch überboten, und dieser Prozeß der umfassenden Technisierung des Krieges ist noch lange nicht abgeschlossen. Dies ist als eine qualitative Differenz zu allen vorhergehenden Kriegen erfahren worden.

Tyrannische Herrschaft an und für sich betrachtet, – so ließe sich die Diskussion fortführen – hat es immer wieder gegeben, aber was die totalitären Systeme des 20. Jahrhunderts auszeichnete, war die bis in die entlegensten Bereiche der Gesellschaft durchdringende Machtorganisation, die von Zeitgenossen immer wieder als eine gigantische Machtmaschine wahrgenommen wurde. Daß Machthaber ihre inneren Feinde oder wen sie dafür hielten, umgebracht haben, ist an und für sich betrachtet nicht neu. Neu ist die technisch rationalisierte fabrikmäßig organisierte Vernichtung von bürokratisch erfaßten, nach biologischen Kriterien selektierten Menschen.

Schließlich, daß Menschen sich mit Hilfe von technischen Artefakten das Leben erleichtert oder verschönert haben, ist eine Erscheinung, die so alt ist wie die Menschheit. Neu im 20. Jahrhundert ist die überwältigende Durchdringung der Lebenswelt mit Artefakten im Bereich des Umgangs mit Nahrungsmitteln, des Verkehrs, des Wohnens usw. Neu ist der Sachverhalt, den Henry Ford in seiner Autobiographie aus den 1920er Jahren mit den Worten beschreibt: „Im Hinterhof eines amerikanischen Wohnhauses befinden sich durchschnittlich mehr Gerätschaften, mehr verarbeitete Materialien als in dem gesamten Gebiet eines afrikanischen Herrschers. Ein amerikanischer Schulbus ist im Allgemeinen von mehr Sachen umgeben als eine ganze Eskimogemeinde. Das Inventar von Küche, Speisezimmer, Schlafstube und Kohlenkeller stellt eine Liste dar, die selbst den luxuriösen Potentaten vor 500 Jahren in Staunen versetzt haben würde.“<sup>7</sup>

Die These des *Vierten Teils* der Religionssoziologie lautet: *Die umfassende Artifizierung der Lebenswelt bildet den zentralen Erfahrungskern der Menschen im Europa des 20. Jahrhunderts.* Es ist dies eine epochale Zeiterfahrung, die wir denen, die wir bisher behandelt haben, als gleichrangig zur Seite stellen können.

Eine Befragung von Zeitgenossen könnte diese These stützen. Aber das ist nicht ausreichend. Denn eine historische Recherche würde ergeben, daß sich die Erfahrung des Außerordentlichen, bisher nie Dagewesenen in der Vergangenheit an vielen technischen Neuerungen festgemacht hat. Man denke an das große Erstaunen, das die Zuschauer befiel, als der Physiker Otto von Guericke auf dem Regensburger Reichstag 1654 zwei hohle Halbkugeln aus Bronze zusammenhielt, die Luft aus dem Hohlraum absaugte, um dann zu demonstrieren, daß nicht einmal zwei Gruppen von je acht Pferden in der Lage waren, die Halbkugeln auseinanderzureißen. Die Automaten, die wie die Puppe Olimpia in E.T.A. Hoffmanns Erzählung *Der Sandmann* lebenden Menschen zum verwechseln ähnlich sind, haben in der Vergangenheit bisher so nicht erlebte Gefühle des Unheimlichen ausgelöst. Eine

7 Henry Ford, *Erfolg im Leben. Mein Leben und Werk* [1923], München 1952, S. 181.

Heidenangst vor Eisenbahnen haben viele gehabt, die diese eisernen Ungeheuer zum ersten Mal auf sich zukommen sahen. Selbst der berühmte Film *Einfahrt eines Zuges in den Bahnhof von La Ciotat* der Brüder Lumière von 1895 machte auf das Publikum einen solch starken Eindruck des Neuen und Unerwarteten, daß einige erschreckt den Kinosaal verließen. Nach einigen Jahrzehnten hatte man sich an die neuen technischen Wunderdinge gewöhnt und sie in den normalen Alltag integriert. Das pathische Moment des Erstaunens und Erschreckens verflüchtigte sich.

Solche Normalisierung der Erfahrung technischer Neuheiten haben diejenigen ins Feld geführt, die im 20. Jahrhundert für die Technologien der Kernspaltung, der Genmanipulation und der Digitalisierung prognostizieren, daß sich die Gesellschaften schon daran gewöhnen würden und daß dies bei allen weiteren, noch unbekanntem Technologien der Zukunft wahrscheinlich auch so gehen werde. Jede neue Technik habe immer Teile der Gesellschaft in Angst und Schrecken versetzt. Kulturen, die keine gezähmten Pferde und keine Reiterei kannten, gerieten in Panik beim Anblick dieser Monster, sahen gar Götter ankommen. Aber einige Generationen später saßen sie selber im Sattel, so als ob es das Selbstverständlichste der ganzen Welt wäre. Die Erfahrung neuer Technik sei immer nur ein vorübergehendes Phänomen.

Schließlich konnte man darauf verweisen: Menschen haben sich immer mit Artefakten umgeben. Die Reproduktion menschlicher Lebenswelten ist seit den frühen Zeiten der Jäger- und Sammlergruppen immer irgendwie technisiert gewesen. Und zwar in dem Sinne, daß Werkzeuge, Waffen, wie immer hergerichtete Schlafplätze, Feuerstellen ebenso präsent sind wie Behälter, Kleidung, Schmuck, die ja auch hergestellt sein müssen. Wenn Archäologen Knochenfunde ausgraben, die sie einem Zeitraum im Tier-Mensch-Übergangsfeld zuordnen können, und daneben irgendwelche bearbeiteten Dinge gefunden werden, die mit den Knochenfunden in eine sinnvolle Verbindung gebracht werden können, dann spricht dies dafür, daß es sich eher um eine frühe Menschenart handelt. Das Argument, vom Faustkeil angefangen seien menschliche Lebenswelten immer artifizielle Lebenswelten gewesen und Technik gehöre essentiell zur anthropologischen Ausstattung des Menschen, konnte in den Debatten um die kaum abzuschätzenden Risiken komplexer Hochtechnologien gegen Kritiker gewendet werden, die qualitative Strukturbrüche und Unvergleichbarkeiten innerhalb technischer Entwicklungen behaupteten. In diesen Debatten ist erkennbar, daß das Argument, Technik gehöre zum Wesen des *homo faber*, im 20. Jahrhundert für eine bemerkenswert große Zahl von Intellektuellen seine beruhigende Kraft verloren hat. Bei diesen überdauert das ungeklärte Gefühl, daß Beispiele der Vergangenheit, wie die Angst unserer Vorfahren vor der Eisenbahn, irgendwie hinken, daß sie etwas Wesentliches verfehlen. Es erhält sich der Verdacht, daß die artifizielle Lebenswelt im 20. Jahrhundert noch etwas anderes ist als eine bloße Etappe in der unendlichen Geschichte des technischen Fortschritts der Menschheit.

Warum hat die große Erzählung vom Siegeszug technischen Fortschritts ihre beruhigende Kraft für einen Teil der Intellektuellen verloren? Drei Aspekte sind hervorzuheben:



1. Die Skepsis gegenüber progressiver Geschichtsphilosophie ist in der Marktgesellschaft gewachsen. Auf dem Markt ist ein Bewußtsein für die Offenheit der Zukunft nützlicher als philosophische Annahmen über den Gang der Geschichte. Die tagesaktuelle Anarchie des Marktes kann die langfristige Unternehmensplanung durchkreuzen, und ohnehin werden unternehmerisch schnelle Gewinne zu Lasten von Nachhaltigkeit bevorzugt.

2. Die Erfahrung der quantitativen Zunahme und Reichweite von angewandten Technologien ist im 20. Jahrhundert so gesteigert, daß Vergleiche zur Vergangenheit nicht mehr recht überzeugen. Der Verbrauch von Bodenflächen mit Wiesen und Wäldern durch die Vergrößerung urbanisierter Regionen schlägt alle historischen Rekorde, so daß sich die Wahrnehmung eines dialektischen Umschlags von Quantität in Qualität einstellen kann. Risiken sind mit jeder Technologie verbunden, aber der Abstand zwischen einer Gasexplosion und einem atomaren Unfall wird ob seiner Dimensionen von vielen als ein Unterschied ums Ganze wahrgenommen.

3. Ein kompakter Begriff von Technik erweist sich als unzureichend, die quantitative Zunahme von Artefakten theoretisch zu fassen.<sup>8</sup> Jahrhunderte lang haben sich Menschen wie selbstverständlich mit Artefakten umgeben und in ihnen ein in sich geordnetes einheitliches Phänomen gesehen. Artefakte waren Mittel zu etwas. Im 20. Jahrhundert entpuppten sich Artefakte als in sich heterogen. Artefakte sind *teils* verfügbares Lebensmittel, *teils* unverfügbarer Lebensgrund, *teils* eine unaufhebbare Hypothek für künftige Generationen. Ein Werkzeug kann man ergreifen und aus der Hand legen. Die Hand ist dann frei für Gesten der Ermahnung oder Versöhnung. In modernen Artefaktwelten gibt es neben den Werkzeugen große technische Systeme, deren Versagen Verderben bringt. Und es gibt nutzlos gewordene artifizielle Ruinen, die jetzt und über Generationen behütet und versorgt werden müssen, weil in ihnen Stoffe freigesetzt sind, mit denen Menschen nicht existieren können. Der sich über Jahrzehnte erstreckende Streit, ob es einen Klimawandel gibt, der auf die Artifizierung der menschlichen Lebenswelt zurückzuführen ist, gehört zu den Debatten, in denen die Wahrnehmung aufgebrochen ist, daß bestimmte Technisierungen im 20. Jahrhundert die planetarischen Bedingungen menschlichen Lebens gefährden.

---

8 Grundlegend zur Kritik eines kompakten Technikbegriffs ist: Hans Dieter Bahr, *Über den Umgang mit Maschinen*, Tübingen 1983. Ich greife auf Formulierungen zurück aus: Wolfgang Eßbach, „Vernunft, Entwicklung, Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne“, in: Ders., *Die Gesellschaft der Dinge, Menschen, Götter*, Wiesbaden 2011, S. 131-140. Zur Jahrtausendwende haben Crutzen und Störmer vorgeschlagen, die durch den Menschen geprägte geologische Epoche Anthropozän zu nennen: Paul J. Crutzen u. Eugene F. Störmer, „The ‚Anthropocene‘“, in: *Global Change Newsletter* 41/2000, S. 17-18; Hans Gebhardt, „Das ‚Anthropozän‘ – zur Konjunktur eines Begriffs“, in: *Heidelberger Jahrbücher Online* 1/2016, S. 28-42, online: <http://heiup.uni-heidelberg.de/journals/index.php/hdjbo/article/view/23557> (letzter Zugriff: 05.05.2017).

DRAMATISIERUNG UND VERHARMLOSUNG. Wer sich an die Diskussionen nach dem Reaktorunglück von Tschernobyl im Jahre 1986 erinnert oder die Berichterstattung und die Kommentare in der Presse der Zeit nachliest, wird darin zwei Diskurstendenzen finden, die sich einander in einem fortgesetzten Wechselspiel kreuzten: Die Tendenz zur Dramatisierung des Ereignisses und die zur Verharmlosung. Der Verdacht einer hysterischen Übertreibung der Gefahr und der Verdacht einer unverantwortlichen Bagatellisierung wurden hin- und hergeschoben. Jede Seite hielt gleichsam die andere so weit in Schach, daß sie nur kurze Momente die Überhand gewinnen konnte. In vielen Fällen lief die Frontlinie zwischen Überreaktion und Verharmlosung auch durch die Individuen hindurch. Begegnete man einem Bekannten, der die Sache mit der Radioaktivität zu sehr auf die leichte Schulter nahm, sah man sich genötigt, die Gefahren etwas zu dramatisieren, begegnete man einem Freund, der unter der Strahlung so litt, daß er der Verzweiflung nahe war, so griff man zu Verharmlosungsargumenten.

Diese seltsame Konfiguration von Dramatisierung und Verharmlosung ist durchaus als typisch für die Umgangsweisen mit Situationen zu bezeichnen, in denen die Selbstverständlichkeit des Verhaltens in den artifiziellen Lebenswelten des 20. Jahrhunderts aufbricht. Treffend bemerkt Carl Wege: „Die Expansion der Techno-Sphäre vollzieht sich hinter dem Rücken der historischen Subjekte und zugleich vor ihren Augen; sie vollzieht sich nahezu lautlos und dennoch überaus geräuschvoll.“<sup>9</sup> Technikbegeisterung voller Vertrauen auf den Segen, den Technisierung bringt, und Technikfeindschaft, die das verflucht, was sich an technischem Zeug ausbreitet, haben im 20. Jahrhundert zahlreiche Zeugnisse hinterlassen.<sup>10</sup> Prägnanter noch als theoretische Diskurse kann Dichtung die widerstreitenden Erfahrungslagen zum Ausdruck bringen.<sup>11</sup> Im Gedicht *Für Martinet* von Karl Otten aus dem Jahre 1917 finden sich die Zeilen:

„Die Maschine: wie wir dieses Vieh hassen, diese kalte Eisenmordschnauze.  
Nieder mit der Technik, nieder mit der Maschine!  
Wir wollen nichts mehr wissen von Euren verdammten höllischen Erfindungen,  
Euren Strömen, Gasen, Säuren, Pulvern, Rädern und Batterien!  
Fluch auf Euch, Ihr Erfinder, ihr eitlen, kindisch mordgierigen Konstrukteure!

9 Carl Wege, *Buchstabe und Maschine. Beschreibung einer Allianz*, Frankfurt a.M. 2000, S. 12. Eine Idealtypik von Dramatisierung und Entdramatisierung findet sich auf S. 15f. Eine umfassende Sammlung von Varianten der Argumente in der ‚Fluch und Segen der Technik‘-Debatte hat zusammengetragen: Johan Hendrik Jacob van der Pot, *Die Bewertung des technischen Fortschritts. Eine systematische Übersicht der Theorien*. 2 Bde, Assen/Maastricht 1985.

10 Exemplarisch zu dieser Thematik: Hartmut Berghoff, „Dem Ziele der Menschheit entgegen“. Die Verheißungen der Technik an der Wende zum 20. Jahrhundert“, in: *Das neue Jahrhundert. Europäische Zeitdiagnosen und Zukunftsentwürfe um 1900*, hg. v. Ute Frevert, Göttingen 2000, S. 47-78; sowie *Technik und Angst. Zur Zukunft der industriellen Zivilisation. Zweites interdisziplinäres Aachener Hochschulkolloquium*, hg. v. Max Kerner, Aachen 1994.

11 Zum literarischen Technikdiskurs siehe: Tessy Korber, *Technik in der Literatur der frühen Moderne*, Wiesbaden 1998; Wege 2000.

Fluch dir, Zeitalter, glorreich lächerliches, der Maschine – alles Fabrik, alles Maschine.<sup>12</sup>

Gut zehn Jahre später, 1929, ist das Gedicht *Das Elektrisch Notwendige* von Hannes Küpper erschienen, das man exemplarisch gegen den Aufschrei von Karl Otten setzen kann.

„Du bist nicht mehr für uns ein weiß, blau, seltsames  
grünes, knisterndes Etwas.  
Lange lagst Du in Bereitschaft, –  
kamst pünktlich, als unsere Not groß war.

Eingefügt bist Du in die unendliche Kette  
unserer Notwendigkeiten.  
Wir spüren Dein Dasein in uns,  
ein neuer Lebensinhalt hat uns erfaßt.

Wir blitzen mit Dir durch den weiß, blau  
grünen knisternden Weltenraum,  
neu belebend, elektrische Energien verschenkend,  
mit der wir unsere Not wenden müssen.“<sup>13</sup>

Karl Ottens Gedicht, voller Haß auf alles Technische, entstand in der Kriegszeit, die der Anarchist und Pazifist teilweise im Gefängnis verbrachte. Der Dichter Hannes Küpper ist in einem vertrauten Zwiegespräch mit der alltäglich technisch beherrschbaren Elektrizität, die als Rettung aus der Not gefeiert wird. Daß man technische Dinge so oder so sehen kann, daß sie sich keiner stabilen moralischen Ordnung fügen, diese Kontingenz von Fluch und Segen gehört zu einer neuen Art von Ratlosigkeit, denen in der Regel gerade mal mit ad-hoc-Lösungen, allenfalls mit mittelfristigen Beruhigungen begegnet werden kann.

Fassen wir die bisherigen Überlegungen zusammen: Menschliche Lebenswelten sind immer technisierte Lebenswelten. Technischer Fortschritt, neue Verfahren und Apparate haben Menschen zu allen Zeiten in Erstaunen, Frohlocken und Erschrecken versetzt. Neu im 20. Jahrhundert ist die Erfahrung, daß dieser Bereich, der über Jahrhunderte ganz selbstverständlich als Teil menschlicher Lebenswelten gegeben war, nun nicht mehr nur partiell, sondern grundsätzlich problematisch geworden ist. Dieser Teil menschlicher Lebenswelten war in der Vergangenheit nie unbewegt und statisch, es hat auch immer wieder über Technik, über neue Technologien Auseinandersetzungen gegeben, aber in diesen Auseinandersetzungen konnte man das Neue leichter graduell an das Alte anknüpfen. Man konnte ein wirksames, brauchbareres Werkzeug mit einem älteren Modell vergleichen. Man

12 Karl Otten, „Für Martinet“ [1917], in: *Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus* [1920], hg. v. Kurt Pinthus, Hamburg 1959, S. 241.

13 Zit. n. Helmut Lethen, *Neue Sachlichkeit 1924-1932. Studien zur Literatur des ‚Weißen Sozialismus‘*, Stuttgart 1970, S. 67.

konnte an menschliche Funktionen anschließen, zum Beispiel an Körperfunktionen, und die menschliche Faust in einem Hammer nachgebildet sehen. Man konnte auch menschliche Zugkraft, tierische Zugkraft mit der von Kraftmaschinen vergleichen. Man konnte die Eisenverwendung an die Holzverwendung anschließen usw. Es ging bei diesen Anknüpfungen und Vergleichen im Prinzip um dasselbe, das sich nun als etwas Verbessertes zeigt. Die Selbstverständlichkeit des Artifiziiellen stand dabei nicht in Frage. Genau dies ist im 20. Jahrhundert in der Erfahrung vieler Intellektueller grundlegend anders geworden.

Alltägliche Dinge, die für Menschen früherer Zeiten selbstverständlich waren, etwa, daß man zum Feuermachen Brennholz sammelt, daß man Energieträger wie die Kohle verbrennt, diese Banalität stürzt uns Zeitgenossen in das schwer zu lösende Problem der Reduktion des Ausstoßes von Kohlendioxid in die Atmosphäre. Die Selbstverständlichkeit, daß man sich gegen Feinde mit all den Waffen zur Wehr setzt, die man besitzt, wer könnte sie heute noch ungebrochen vertreten? Die Selbstverständlichkeit, daß, wer es zu Hause nicht mehr aushält, zu Fuß, zu Pferd oder mit Hilfe eines Fahr- oder Flugzeugs in andere Regionen ausweicht, ist eben nicht mehr banal, sondern hoch brisant, wie die sich mit dem Smartphone orientierenden Migrationsströme dieser Erde zeigen. Die Selbstverständlichkeit, Dinge, die man nicht mehr braucht, einfach wegzuworfen, ist ebenso verloren gegangen, wie die Selbstverständlichkeit, das individuelle Leben mit allen Mitteln ärztlicher Technik bis zum letzten Lebensfunken zu erhalten. Die Reihe läßt sich fortsetzen, die täglichen Nachrichten sind voll davon.

Der Freiburger Soziologe Heinrich Popitz hat am Schluß seiner Überlegungen zum Begriff des technischen Handelns bemerkt, daß eines immer gewisser werde: „Der Angelpunkt jeder Machtkontrolle in modernen Gesellschaften ist Kontrolle technischen Handelns. Wie soll das auch nur schlecht und recht gelingen? Wir haben ja noch kaum angefangen es zu versuchen. Ich will nicht mit einer blumigen ‚wenn wir nicht...‘-Redeweise schließen. Aber auch eine nüchterne Überlegung zeigt, daß eine Kontrolle technischen Handelns als Kontrolle von ungeheuren und weiter ungeheuerlich ansteigenden Machtpotentialen nicht ohne schwierige, schwer vorstellbare Veränderungen denkbar ist, vergleichbar etwa den ideellen und institutionellen Innovationen, die den modernen Verfassungsstaat hervorgebracht haben.“<sup>14</sup> In der Tat, der Vergleich mit den Strukturelementen der europäischen Moderne: der territorialen Staatsgewalt, der Demokratisierung und der Marktwirtschaft, deren Genese – wie wir in dieser Religionssoziologie gezeigt haben – mit der Genese neuer Religionen, neuer Religionskritik und neuer Definitionen des Religiösen einherging, ist nicht zu hoch gegriffen. Angesichts unserer Ratlosigkeit und der Dimension des Problems können wir in diesem *Vierten Teil* der Religionssoziologie nur bescheiden und versuchsweise einigen Spuren nachgehen. Die Prognose wird nicht fehlgehen, daß die jetzt lebende Generation sich noch bis an ihr Lebensende mit diesen Fragen wird herumschlagen müssen. „Wir haben ja kaum noch angefangen“, dieses Wort von Popitz gilt auch gerade für die Soziologie.

<sup>14</sup> Heinrich Popitz, *Phänomene der Macht*, 2. stark erw. Aufl., Tübingen 1992, S. 182.

Blicken wir zurück: Die Ratlosigkeit angesichts neuer epochaler Zeiterfahrungen, die Schwierigkeit, überlieferte Deutungsmuster passend zu machen, haben wir in der europäischen Moderne bei vielen Intellektuellen gefunden, ob sie nun die Erfahrung der Glaubenskriege, aus denen der moderne Staat hervorging, zu verarbeiten hatten, oder ob sie die seltsamen Fusionen von Religiösem und Profanen in den enthusiastischen Religionen der Revolutionszeit zu verstehen suchten, oder ob sie in der Erfahrung der Marktgesellschaft und des Religionsmarktes sich zwischen der Religion der Wissenschaft, der *Weltanschauungsreligionen* oder der Religion der Werte eine Wahl treffen mußten. Jede diese epochalen Erfahrungen bezog sich auf einen je eigenen Kranz von Klagen, Befürchtungen und Hoffnungen, schuf andere Atmosphären und hatte einen unverwechselbaren Ton.

Die Erfahrung artifizierlicher Lebenswelt hat fortlaufend ebenso ratlos gemacht, wie sie dann provisorisch beruhigt oder nachhaltig verdrängt wurde. Das neue Artefakt ist heute mit utopischen Hoffnungen umkränzt, oder es wird als Vorzeichen einer düsteren Zukunft gedeutet. Morgen ist aus der Utopie eine Banalität, aus dem Schrecken eine Gewohnheit geworden. Und in den Brutstätten der Technik und der Künste wartet schon das nächste Artefakt. Es wird einen Übelstand beseitigen oder eine Vision zerstören und zwei neue produzieren. Dies brennt auf den Nägeln, oder man wird es wieder vergessen. Mehr als je zuvor zeigen sich Artefakte im 20. Jahrhundert in einem nur schwer entwirrbaren Zugleich von Banalität und Faszination, von lebensspendenden und lebensbedrohenden Effekten.

## 2. Soziologische Verspätungen

ZWEI KORREKTUREN. Um den Erfahrungshorizont umfassend artifizierter Lebenswelt genauer beschreiben zu können, sind zwei Korrekturen an Zuschnitten von Forschungsbereichen und theoretischen Rahmungen erforderlich geworden, die in der Soziologie im 20. Jahrhundert lange Zeit üblich waren. Die eine Korrektur betrifft den Zusammenhang von Sozialwelt und Artefakten, die andere den Zusammenhang von Technisierung und Ästhetisierung der Lebenswelt.<sup>15</sup> Erst seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts ist in Teilen der Soziologie ein Bewußtsein für die

15 Eine frühe Fassung dieses Grundgedankens findet sich in: Wolfgang Eßbach, „Überlegungen zur Genese der Frontstellung zwischen Sozialwelt und Artefakten im 19. Jahrhundert“, in: *Kultur und Gesellschaft. Gemeinsamer Kongreß der Deutschen, der Österreichischen und der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie Zürich 1988. Beiträge der Forschungskomitees, Sektionen und Ad-hoc-Gruppen*, hg. v. Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny, Zürich 1989, S. 715-717. Der Grundgedanke wurde weiterentwickelt in ders., „Antitechnische und anti-ästhetische Haltungen in der soziologischen Theorie“, in: *Technologien als Diskurse. Konstruktionen von Wissen, Medien und Körpern*, hg. v. Andreas Lösch / Dominik Schrage / Dierk Spreen u. Markus Stauff, Heidelberg 2001, S. 125-138. Viel verdanke ich Diskussionen mit Michael Makropoulos in den 90er Jahren sowie mit Stefan Kaufmann und der Projektgruppe *Naturale und artifizielle Alteritäten* im SFB 541. Vgl. Michael Makropoulos, *Theorie der Massenkultur*, München 2008; *Landschaft, Geschlecht, Artefakte. Zur Soziologie natürlicher*

Notwendigkeit der beiden Korrekturen entstanden. Im Vergleich zu Disziplinen, die sich lange schon sachnah der Erforschung von Kunst und Technik widmeten, und im Vergleich zu einigen Autoren, die von Philosophie und Anthropologie her die Beziehungen des Menschen zu seiner natürlichen und künstlichen Umwelt thematisierten, kam die Soziologie spät.

Die erste Korrektur bezieht sich auf die kategoriale Unterscheidung zwischen einerseits menschlichen Beziehungen zu Artefakten und andererseits Beziehungen in der reinen Sozialwelt, d.h. zwischen Menschen.

Diese Unterscheidung hat tiefe Wurzeln und reicht bis an die Oberfläche alltäglichen Verhaltens. Daß Philosophen heute selbstzufrieden sagen: „Von Technik habe ich noch *nie* etwas verstanden“, kommentiert der Philosoph Bernard Stiegler: „Man hört dies oft in Verbindung mit einer Selbstgefälligkeit, die vollkommen idiotisch und ziemlich armselig ist – als ob der *Umstand, nicht zu verstehen*, wie ein System funktioniert, etwas sei, worauf man stolz sein könnte.“<sup>16</sup> Die philosophische Verachtung des technischen Objekts findet sich Stiegler zufolge bereits im Anfang der griechischen Philosophie, aber „der Verdrängungsprozeß der Technikfrage durch die Philosophie“ trete heute umso stärker hervor, als die Entfesselung der „zur Technologie gewordenen Technik“ weltweit „das Gefühl einer enormen Desorientierung“ erzeuge.<sup>17</sup> Soziologische Theorie hat sich *volens nolens* am Hauptstrom der Sozialphilosophie orientiert und somit konnte auch für sie das Diktum Hans Blumenbergs über das Schicksal der Philosophie zutreffen: „Es war zum Schicksal der Philosophie geworden, die Selbstbehauptung ihrer Substanz nur gegen die ‚Technik‘ im weitesten Sinne leisten zu können.“<sup>18</sup>

Es war aber nicht nur die philosophische Mißachtung des technischen Objekts, die die kategoriale Unterscheidung zwischen einerseits menschlichen Beziehungen zu Artefakten und andererseits Beziehungen in der reinen Sozialwelt befestigt hat. Hinzu kamen Effekte der politischen Rechts-Links-Unterscheidung, die zu einer

---

*und artifizierlicher Alteritäten. Identitäten und Alteritäten*, hg. v. Silke Bellanger / Wolfgang Eßbach / Stefan Kaufmann / Wolfram Lutterer / Dirk Verdicchio u. Gereon Uerz, Würzburg 2004.

16 Bernard Stiegler, *Denken bis an die Grenzen der Maschine*, hg. v. Erich Hörl, Berlin 2009, S. 28f. Hilfreich für die unerläßliche Diskussion dieser Frage ist: Hans Paul Bahrtdt, „Literarische Bildung und technische Intelligenz“, in: *Die zwei Kulturen. C. P. Snows These in der Diskussion*, hg. v. Helmut Kreuzer, München 1987, S. 296-312; Wolfgang Frühwald, „Humanistische und naturwissenschaftlich-technische Bildung. Die Erfahrung des 19. Jahrhunderts“, in: Ders. / Hans Robert Jauß / Reinhart Koselleck / Jürgen Mittelstraß u. Burckhart Steinwachs (Hg.), *Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift*, Frankfurt a.M. 1991, S. 73-111. Einsam und weit in die Zukunft leuchtend ist die Studienreformidee von Heinrich Popitz, „Halbbildung“ so zu organisieren, daß pflichtgemäß jeder Geistes- und Sozialwissenschaftler ein technisch-naturwissenschaftliches Nebenfach und jeder Studierende der MINT-fächer ein geistes- und sozialwissenschaftlichen Nebenfach studieren muß, damit die Universitäten aufhören, Studierende zu entlassen, die der Hälfte der modernen Welt ahnungslos gegenüberstehen.

17 Stiegler 2009, S. 35.

18 Hans Blumenberg, *Wirklichkeiten in denen wir leben*, Stuttgart 1986, S. 14.

eigentümlichen Verteilung der Problemwahrnehmung führten. Kurz gesagt: die Technikfrage hatte für die soziologische Linke ihren Grund in der Struktur einer kapitalistisch verfaßten der Sozialwelt, die soziologische Rechte formulierte die Technikfrage als die nach der Dominanz der Mittel über die Zwecke.

Für Linke in der marxistischen und postmarxistischen Tradition gilt bis heute, daß der Einsatz von Technologien Arbeitskraft einspart, „während die in der Produktion verbliebenen Arbeiter rückhaltlos dem immens gestiegenen Arbeitstempo unterworfen werden, das die Maschine vorgibt – also weitaus intensiver ausgebeutet werden als bisher“, so Christian Voller in seiner grundlegenden Kritik an der Konservativen Revolution um 1930. Ihr Projekt sei es gewesen, „sich die Technik volksgemeinschaftlich anzueignen“, – ein Projekt, das in der „fatalistischen Fetischisierung der Technik zum Verhängnis“ nach 1945 eine Fortsetzung gefunden habe.<sup>19</sup> Es bleibe dabei: „Unter den Bedingungen der Privatwirtschaft betrieben, diene die wissenschaftlich-rationale Optimierung der Produktionsprozesse zu keinem Zeitpunkt der Gesellschaft, sondern beschleunigte lediglich einen Prozeß, in dem der Anteil der Lohnarbeit am gesellschaftlichen Reichtum beständig vermindert und die ‚Ware‘ Arbeitskraft, auf deren Verkauf der Großteil der Gesellschaft angewiesen ist, rasant entwertet wurde.“

Für die von Voller kritisierte soziologische Rechte ging es in der Tat nicht um den Primat der Ökonomie, sondern um die Frage Hans Freyers: „was sind wir und was wollen wir, daß wir so hemmungslos, wie Menschen nie zuvor, entdecken und erfinden? Von welchem Gott oder Teufel ist dieses Europa besessen, daß es den grandiosen Umweg über die sogenannte technische Beherrschung der Natur einzuschlagen für nötig befunden hat?“<sup>20</sup> Erst wenn die Antwort darauf gefunden sei, dürfe man daran zweifeln, „ob der ursprüngliche Wille standgehalten hat, oder ob er und seit wann er von der Eigenmächtigkeit seiner Geschöpfe überwuchert worden ist.“ Die Zweifel, in Technik nur ein System von Mitteln zu sehen, das gegenüber dem Zweck neutral sei, und die Erfahrung, daß die technischen Mittel die humanen Zwecke so überwältigen können, wie in Goethes oft zitierter Ballade vom Zauberlehrling – „Die ich rief, die Geister / Werd ich nun nicht los.“ – gehören zum Standardrepertoire konservativer Technikkritik.<sup>21</sup>

Die Alternative: Dominanz der Technik oder Dominanz der Ökonomie regeneriert sich in der politischen Rechts-Links-Unterscheidung und verweist auf die Überlagerung der beiden Erfahrungswelten entfesselter Marktwirtschaft und artifi-

19 Christian Voller, „Im Zeitalter der Technik? Technikfetisch und Postfaschismus“, in: *Anonyme Herrschaft. Zur Struktur moderner Machtverhältnisse* (= Eigentum – Gesellschaftsvertrag – Staat, Bd. 3), Münster 2012, S. 249-279, hier S. 250 u. 252. Nachfolgendes Zitat S. 252.

20 Hans Freyer, *Herrschaft und Planung. Zwei Grundbegriffe der politischen Ethik*, Hamburg 1933, S. 7. Nachfolgendes Zitat auf dieser Seite.

21 Siehe dazu die differenzierte Auseinandersetzung mit „Zivilisationskritik“ von Thomas Rohkrämer, *Eine andere Moderne? Zivilisationskritik, Natur und Technik in Deutschland 1880-1933*, Paderborn 1999. Neu herausgegeben wurde von Arno Bammé: Heinrich Hardensett, *Der kapitalistische und der technische Mensch* [1932], Marburg 2016.

zieller Lebenswelt. Es ist diese Überlagerung, die die kategoriale Unterscheidung zwischen einerseits menschlichen Beziehungen zu Artefakten und andererseits Beziehungen in der reinen Sozialwelt, d.h. zwischen Menschen besonders unsicher macht. In artifizierter Lebenswelt interagieren die Individuen in sich verwirrend überlagernder Weise mit Artefakten und mit anderen Menschen zugleich. Artefaktbeziehungen und Sozialbeziehungen in alter Manier zu trennen, fällt schwer, wenn technische Systeme uns als „Assistenten“ beistehen oder als „Prothesen“ sich an und in unserem Körper befinden. Es bedarf schon eines gewissen theoretischen Aufwands, einen so schlichten Vorgang wie das Autofahren nach den Bereichen Artefaktbeziehung und Sozialbeziehung aufzugliedern, und bei Film, Fernsehen und Internet ist es nicht anders.

Möglicherweise hat nicht zuletzt die Spaltung der Artefakte in technische und ästhetische Artefakte für die komplexen Verflechtungen von Sozialwelt und Artefakten blind gemacht, nahmen doch die Werke der Kunst im Unterschied zu technischen Objekten zumeist einen prominenten Platz neben Religion und Philosophie im europäischen Denken ein. Hier setzt die zweite Korrektur an. Sie geht dahin, im Blick auf die nützlichen Artefakte die schönen nicht auszuklammern, und im Blick auf die schönen Artefakte die nützlichen mitsehen lernen. Es gilt, Kunst *und* Technik aus der Perspektive einer Soziologie der Artefakte gemeinsam in den Blick nehmen. Damit wird der Erfahrung Rechnung getragen, daß Lebenswelten im 20. Jahrhundert zugleich hochgradig technisiert und hochgradig ästhetisiert sind. Es handelt sich um einen Zusammenhang, der uns auf Schritt und Tritt begegnet. Um bei den Beispielen zu bleiben: Weder an ein Artefaktnetz wie das Internet mit seinen Möglichkeiten, vergnügliche und erhabene Fiktionen zu schaffen, noch an ein Artefaktnetz wie all das, was mit dem Auto und seinem eleganten Design und den Landschaft verwandelnden Bändern der Autobahnen zusammenhängt, kommt man heran, wenn man, wie es in der Soziologie des 20. Jahrhunderts noch überwiegend üblich gewesen ist, auf der Trennung von Techniksoziologie und Kunstsoziologie beharrt.

Es geht also um zwei Korrekturen, die an Unterscheidungen ansetzen, die problematisch geworden sind: die Unterscheidung von nützlichen und schönen Artefakten und die Unterscheidung von Artefaktbeziehungen und Sozialbeziehungen. Diese Unterscheidungen sind in unserem Orientierungswissen fest verankert. Sie haben eine wichtige Steuerungsaufgabe. Wo diese angetastet wird, regt sich allenthalben das dringende Bedürfnis, gerade diese Unterschiede zu retten. Was wäre das für eine Welt, die den Unterschied der Beziehung Mensch-Artefakt und der Beziehung Mensch-Mensch nicht mehr machte? Und was wäre das für eine Welt, die den Unterschied von Nützlichkeit für Zwecke und dem zwecklos Schönen nicht kennt? Es sind dies Unsicherheiten und Ratlosigkeiten, die die Intellektuellendiskurse im 20. Jahrhundert grundieren.

SCHÖN UND NÜTZLICH, SCHÖN ODER NÜTZLICH. Wie stellt sich die Unterscheidung von Kunst und Technik in den beiden speziellen Soziologien, der Techniksoziologie und der Kunstsoziologie dar?



Beginnen wir mit der Standardfrage nach dem Verhältnis von Technik und Gesellschaft. „Bis vor rund zwei Jahrzehnten“, so Nina Degele im Jahre 2002, „konnten weder Atombombe, Mondflüge noch Künstliche-Intelligenz-Forschung die Soziologie aus ihrem geradezu technophoben Dornröschenschlaf reißen.“<sup>22</sup> Wolfgang Krohn konstatiert 2006, Technik sei „bisher nicht als ein anerkannter Grundbegriff der Soziologie geführt.“ Die meisten Techniksoziologen „beklagen den Tatbestand, daß es bisher nicht gelungen ist, den Phänomenbereich der Technik in der theoretischen und allgemeinen Soziologie zu berücksichtigen.“<sup>23</sup> Andere Disziplinen wie zum Beispiel die Ethnologie, die illiterate Gesellschaften untersucht hat, waren dagegen darauf angewiesen, sich auch mit Artefakten zu befassen. Zurecht weist Holger Braun-Thürmann darauf hin: „Für eine ethnologische Beschreibung einer Gesellschaft ist es nahezu selbstverständlich, auf die materiellen Dinge einzugehen. Anders dagegen die Soziologie. Sieht man von den Arbeiten von Karl Marx ab, blendete die Soziologie die Materialität und Dinglichkeit der Gesellschaft oftmals aus. In manchen Theorien wird das Soziale sogar in einen Gegensatz zur Technik gestellt, was zur Folge hat, dass das technische Artefakt als etwas betrachtet wird was nicht mehr in den Erkenntnisbereich der Soziologie fällt.“<sup>24</sup> Der Vorsprung der Ethnologen bei der Etablierung des Forschungsgebiets *Material Culture* sei daher kaum verwunderlich.<sup>25</sup>

In der Mainstream-Soziologie wird der Stand der technischen Entwicklung in gewisser Anlehnung an Marx als Basis für die Art der Arbeitsorganisation und der um sie herumgelagerten oder von ihr abhängigen weiteren Sozialbeziehungen aufgefaßt. Veränderungen im technischen Bereich werden in den Blick genommen, weil sie nachhaltige Folgen für die soziale Verfassung der Gesellschaft haben. So hat der Prozeß der Industrialisierung im 19. Jahrhundert alle Bereiche vorindustrieller Lebensformen umgewälzt, und die Digitalisierung wird auf ihre Weise unsere Le-

22 Nina Degele, *Einführung in die Techniksoziologie*, München 2002, S. 7. „Ja, es existiert bis heute keine Soziologie der Technik“, hatte Rodrigo Jokisch bereits 1982 konstatiert: Rodrigo Jokisch, „Einführung“, in: ders. (Hg.), *Techniksoziologie*, Frankfurt a.M. 1982, S. VII-XIII, hier S. VII. Trotz häufigem Verweis auf die Bedeutung von Technik haben sich Sozialtheoretiker Werner Rammert zufolge schwergetan, „Technik in welcher Form auch immer – als technische Praxis, als sachliches Artefakt oder als sedimentierte Technostruktur – in das Arsenal ihrer Grundbegriffe aufzunehmen oder gar dem Phänomen der Technik überhaupt einen Platz in der Theorie zuzuweisen.“ Werner Rammert, „Technikvergessenheit in der Soziologie? Eine Erinnerung als Einleitung“, in: Ders. (Hg.), *Technik und Sozialtheorie*, Frankfurt a.M. 1998, S. 9-28, hier S. 9f.

23 Wolfgang Krohn, „Eine Einführung in die Soziologie der Technik“, o.O. 2006, S. 2, online: <http://www.uni-bielefeld.de/soz/personen/krohn/techniksoziologie.pdf> (letzter Zugriff: 06.05.2017).

24 Holger Braun-Thürmann, „Ethnografische Perspektiven: Technische Artefakte in ihrer symbolisch-kommunikativen und praktisch-materiellen Dimension“, in: *Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik*, hg. v. Werner Rammert u. Cornelius Schubert, Frankfurt a.M. 2006, S. 199-221, hier S. 201.

25 Zu diesem Forschungsgebiet siehe: *Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*, hg. v. Herbert Kalthoff / Torsten Cress u. Tobias Röhl, Paderborn 2016.

bensformen umwälzen. Technik ist in dieser Sichtweise determinierend für den Aufbau der Gesellschaft, wobei der Grad der Determinierung unsicher ist. Gesellschaftliche Veränderungen erscheinen mal als freie Anpassungsprozesse an den technischen Fortschritt, mal geht von technischen Entwicklungen eine Art Zwang aus, oder der Zwang wird als Wirkung einer profitorientierten Ökonomie interpretiert.

Gegen den Technikdeterminismus entwickelte sich, inspiriert durch Thomas Kuhns berühmte Studie von 1962 *The Structure of Scientific Revolutions* in den USA, das Interesse an den sozialen und kulturellen Determinanten naturwissenschaftlicher und technischer Entwicklung. Es handelte sich gleichsam um eine Drehung des Determinismusmotivs. In den 1970er Jahren entstand mit der „Sociology of Scientific Knowledge (SSK)“ und dann mit Forschungsansätzen zur „Social Construction of Technology (SCOT)“ eine interdisziplinäres Feld von „Science & Technology Studies (STS)“ und der „Actor-Network Theory (ANT)“.<sup>26</sup> Diese Varianten konstruktivistischer Techniksoziologie, bewegten sich in einer breiteren kulturellen Strömung, die in verschiedenen Bereichen die determinierende Kraft von biologischen und sachlichen, d.h. ontologischen Daseinsbedingungen als historisch entstandene und politisch veränderbare begriffen, so in vorderster Front für die Konstrukte von Rasse und Geschlecht. Die Bemühungen um eine historistische und kulturalistische Delegitimation des Naturalismus und Objektivismus von „Science“, nahmen Züge von *science wars* zwischen szientifischen Realisten und ihren postmodern genannten Kritikern an. In unserer Sicht zeigen die bisweilen im hohen Ton dogmatischer Positionen geführten Debatten zwischen Deterministen und Konstruktivisten die anhaltende Ratlosigkeit von Intellektuellen angesichts der komplexen und undurchsichtigen Problemlagen artifizierter Lebenswelt, in der unser Dasein zugleich determiniert und konstruiert erscheinen muß.

Wie immer man sich in diesem Streit, der bis heute anhält, positioniert, ein Konsens besteht darin, soziologischer Forschung und Expertise die Aufgabe zuzuweisen, mitzuhelfen, die sozialen Folgen des technischen Fortschritts in den Griff zu bekommen. Dabei können technologische Revolutionen als sozial positiv wirkende Prozesse beschrieben werden, die dazu beitragen, mangelhafte und ungerechte ältere Sozialformen aufzulösen, um neuen, besseren Platz zu machen. Oder man sieht in Technisierungsprozessen Gefährdungen für die Ausbildung oder den Erhalt als wertvoll erachteter Sozialität. Wo diese Wahrnehmung obsiegt, richten sich die Bemühungen darauf, der Versuchung zu widerstehen, angesichts der

---

26 *The Social Construction of Technological Systems*, hg. v. Wiebe E. Bijker / Thomas P. Hughes u. Trevor Pinch, Cambridge MA/London 1987; *Handbook of Science and Technology Studies*. Thousand Oaks, hg. v. Sheila Jasanoff / Gerald Markle / James Petersen u. Trevor Pinch, London/New Delhi 1995; Bruno Latour, *Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network Theory*, Oxford 2005. Über diese Richtungen orientieren einführend *Science and Technology Studies*. Eine sozialanthropologische Einführung, hg. v. Stefan Beck / Jörg Niewöhner u. Estrid Sörensen, Bielefeld 2012; *Schlüsselwerke der Science & Technology Studies*, hg. v. Diana Lengersdorf u. Matthias Wieser, Wiesbaden 2014.

Potenz, die im technischen Fortschritt liegt, soziale Probleme mit technischen Mitteln zu lösen. Es entsteht eine paradoxe Diskurslage: Technikentwicklung sei grundlegend für Sozialbeziehungen, aber zugleich müsse der Bereich der Sozialität vor dem Eindringen technischer Elemente geschützt werden.

Ein Beispiel für die paradoxe Diskurslage ist die notorisch wiederkehrende Technokratie-Debatte. In ihr gibt es strenge und lockere Positionen. Wer der Linie Karl Poppers folgt, wird zwischen einer „utopischen Sozialtechnik“ und einer „Sozialtechnik der Einzelprobleme“ unterscheiden wollen.<sup>27</sup> Erstere gehe davon aus, daß es möglich sei, das Ziel einer idealen Gesellschaftsordnung gradlinig unter der Herrschaft von Experten auf dem Wege wissenschaftlich-technischer Rationalität umzusetzen. Dem setzt Popper entgegen: „Da wir die letzten Ziele politischen Handelns nicht durch wissenschaftliche oder rein rationale Methoden bestimmen können,“ würden die Argumente „den Charakter religiöser Differenzen haben“, denn „zwischen den verschiedenen utopischen Religionen kann es kaum so etwas wie Toleranz geben“.<sup>28</sup> Poppers Kritik utopischer Sozialtechnik geht von der Annahme mehrerer *wissenschaftsreligiös* fundierter Sozialtechniken aus, die einander gewaltsam aus dem Weg räumen wollen. Das Schema der Erfahrung von Glaubenskriegen findet hier eine neue Applikation. Poppers Abwehr religiös-utopischer Sozialtechnik jedoch bedeutet keine grundsätzliche Ablehnung sozialtechnischer Verfahren. Vielmehr plädiert er für die „von Fall zu Fall angewendete Sozialtechnik, die Sozialtechnik der Einzelprobleme“.<sup>29</sup> Er zielt damit auf die Ad-hoc-Bewältigung von konkreten gesellschaftlichen Problemlagen wie Armut, Krankheit und Unwissenheit, denen sozialtechnisch z. B. durch ein Mindesteinkommen für alle Menschen sowie den Bau von Krankenhäusern und Bildungseinrichtungen beizukommen sei.

Mit der wachsenden Möglichkeit, die verstreute Fall-zu-Fall-Sozialtechnik technisch mit einander zu vernetzen, werden die Praktiken attraktiv, die dann als technokratisch bezeichnet werden. Nach dem Ersten Weltkrieg setzte ausgehend von Thorstein Veblens Ausführungen zum „Soviet of Technicians“ im letzten Kapitel seiner Schrift *The Engineers and the Price System* von 1921, eine Diskussion darüber ein, ob nicht Ingenieuren die Leitung von Staaten anvertraut werden sollte.<sup>30</sup> In

27 Karl Raimund Popper, *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*, Bd. 1: Der Zauber Platons, Tübingen 1992, S. 187ff.

28 Karl Raimund Popper, „Utopie und Gewalt“ [1947/48], in: Ders., *Gesammelte Werke in deutscher Sprache*, Bd. 10, Tübingen 2009, S. 544-557, hier S. 551. Zur Kritik an Poppers Unterscheidung siehe Thomas Etzemüller, „Social engineering als Verhaltenslehre des kühlen Kopfes“, in: Ders. (Hg.), *Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2009, S.11-39, hier S. 22f.

29 Popper 1992, S. 187.

30 Thorstein Veblen, *The Engineers and the Price System* [1921], mit einer Einl. v. Daniel Bell, Harcourt 1963, S. 131ff. Zum industriebetrieblichen Ordnungsdenken als einem Diskursfeld für den Umbau des Sozialen siehe Timo Luks, *Der Betrieb als Ort der Moderne. Zur Geschichte von Industriearbeit, Ordnungsdenken und Social Engineering im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2010.

Frankreich war es Jacques Ellul, der den modernen Staat als einen technischen Organismus beschrieb, in dem politisches Handeln von technischen Administratoren abhängig werde.<sup>31</sup> In Deutschland eröffnete Helmut Schelsky mit seinem Vortrag *Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation* eine breite Diskussion über die Heraufkunft eines „technischen Staates“.<sup>32</sup> Technokratie, die Technisierung des Politischen, erscheint in dieser mit Ratlosigkeit angefüllten Debatte mal als abzuwehrendes Übel, mal als Versuchung, der kaum zu widerstehen sei, mal als hinzunehmendes Schicksal der Moderne.

Lenkt man den Blick von Fragen der Technisierung auf die der Ästhetisierung, d.h. des Verhältnisses von Kunst und Gesellschaft, wie es in der Mainstream-Soziologie lange Zeit verhandelt wurde, so stellt sich die Diskurslage anders dar. Kaum zu finden sind Versuche, die Kunstentwicklung analog der Technikentwicklung als fundamental für die Entwicklung der Gesellschaft anzunehmen.<sup>33</sup> Im Gegenteil. Obwohl am Startpunkt der modernen Kulturentwicklung in Europa die Symbiose von Kunst und Technik stand, wie sie im gefeierten Genie von Leonardo da Vinci präsent ist, sind Analysen zum Verhältnis von Kunst und Technik selten und ohne Einfluß auf Kernfragen soziologischer Theorie gewesen. Kunstsoziologie hat eher die Beziehungen von Kunst und Religion im Mantel der Kulturosoziologie als die

31 Jacques Ellul, „Die Technokratie“, in: *Politik und Wissenschaft*, hg. v. Hans Maier / Klaus Ritter u. Ulrich Matz, München 1971, S. 167-205; Susanne Fohler, *Techniktheorien. Der Platz der Dinge in der Welt des Menschen*, München 2003, S. 128-149.

32 Helmut Schelsky, „Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation“ [1961], in: Ders., *Auf der Suche nach der Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze*, Düsseldorf/Köln 1965, S. 439-480; zur Kritik siehe insbesondere Hans Paul Bahrdr, „Helmut Schelskys technischer Staat. Zweifel an ‚nachideologischen Geschichtsmodellen‘“, in: *atomzeitalter* Heft 9/1961, S. 195-200. Weitere Beiträge finden sich im Jahrgang 1961 der Zeitschrift *atomzeitalter* und in *Texte zur Technokratiediskussion*, hg. v. Claus Koch u. Dieter Senghaas, Frankfurt a.M. 1970; Wilhelm Hennis, „Ende der Politik? Zur Krisis der Politik in der Neuzeit“, in: Ders., *Politikwissenschaftliche Abhandlungen*, Bd. 2: *Politikwissenschaft und politisches Denken*, Tübingen 2000, S. 228-248. Siehe darüber hinaus: Patrick Wöhrle, *Zur Aktualität von Helmut Schelsky. Einleitung in sein Werk*, Wiesbaden 2015, S. 145ff.; Richard Saage, „Zur Aktualität des Begriffs ‚Technischer Staat‘“, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte* 37(1)/1986, S. 37-47; Gerhard Senft, „Aufstieg und Niedergang der Technokratie“, in: *Zeitschrift für Sozialökonomie*, 40(139)/2003, S. 3-19; Dominik Schrage, „Flüssige Technokratie“, in: *Merkur* 66(9/10)/2012, S. 817-825.

33 Für die Kunstentwicklung hat dies Joachim Fischer durchgespielt und die Kunst als das eigentliche Kraftzentrum der modernen Vergesellschaftung herausgestellt. Joachim Fischer, „Ästhetisierung der Gesellschaft statt Ökonomisierung der Gesellschaft. Kunstsoziologie als Schlüsseldisziplin der Gegenwarts-analytik“, in: *Kunst und Öffentlichkeit*, hg. v. Dagmar Danko / Olivier Moeschler u. Florian Schumacher, Wiesbaden 2015, S. 21-32. Zur Ästhetisierung neben Technisierung und Ökonomisierung siehe Makropoulos 2008, S. 58ff. Aus philosophischer Sicht: Wolfgang Welsch, „Das Ästhetische. Eine Schlüsselkategorie unserer Zeit“, in: Ders., *Die Aktualität des Ästhetischen*, München 1993, S. 13-47. Fallbeispiele in: Ästhetisierung des Sozialen. Reklame, *Kunst und Politik im Zeitalter visueller Medien*, hg. v. Lutz Hieber u. Stephan Moebius, Bielefeld 2011.

von Kunst und Technik thematisiert.<sup>34</sup> Die Kunstsphäre gilt als eine symbolische Sphäre, vielleicht eine Sphäre des schönen Scheins, die sich von den Zwängen und Notwendigkeiten des sozialen Alltags abhebt, ein Reich des Spiels, der Imagination, der Phantasie und des Vergnügens, in dem durchaus Gesellschaftskritik und Politik eine Rolle spielen kann.<sup>35</sup>

Klaus Lichtblau hat in seiner grundlegenden Studie zur Kulturkrise um 1900 gezeigt, wie Kultursoziologie in Deutschland aus der Spannung zwischen der Eigenart der ästhetisch-literarischen Moderne mit ihrer Hoffnung auf eine ästhetische Erneuerung der Gesellschaft und der soziologischen Analyse des Siegeszugs des Kapitalismus hervorgegangen ist.<sup>36</sup> Zu den langfristigen Folgen gehörte, daß Fragen der Technisierung der Kunstmittel, die in den Kulturwissenschaften behandelt werden, im Mainstream der Kunstsoziologie über weite Strecken des 20. Jahrhunderts weniger thematisiert worden sind als die soziale Stellung des Künstlers und die Zusammensetzung des Publikums. Was aus diesem Horizont herausfiel: die Fragen nach ästhetischer Form, Materialität und Eigenart von Werken kamen nur dann ein Stück weit in den Blick, wenn man von dem Axiom ausging, daß sich in der Kunst soziale Gruppen oder Klassen einen symbolischen Ausdruck ihrer Mentalitäten oder Wertvorstellungen schaffen oder daß der ästhetischen Form selbst emanzipatorische Dimensionen zukomme. Dabei waren Vertreter der Frankfurter Schule wie Leo Löwenthal und Theodor W. Adorno der Auffassung, daß auch die Analyse von Kunstwerken Aufgabe der Kunstsoziologie sei, während Alphons Silbermann dies bestritten hat.<sup>37</sup>

Dies änderte sich in den 60er Jahren. In der Soziologie wurde ein wachsendes Interesse an der Kultur der Unterschichten sichtbar, zumal sich die altmarxistische Vorstellung, aus der Stellung im Produktionsprozeß erwachse notwendig ein revolutionäres Klassenbewußtsein, als Irrtum herausgestellt hatte. In England gründete Richard Hoggart 1964 an der Universität Birmingham das *Centre for Contemporary Cultural Studies* (CCCS). Hoggart war 1957 mit der Pionierstudie *The Uses of Liter-*

34 *Kunst und Religion: Studien zur Kultursoziologie und Kulturgeschichte*, hg. v. Richard Faber u. Volkhard Krech, Würzburg 1999; dies. (Hg.), *Kunst und Religion im 20. Jahrhundert*, Würzburg 2001.

35 Arnold Hauser, *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur*, München 1973; ders., *Soziologie der Kunst*, München 1974. Differenziertere Ansätze finden sich bei Hans Peter Thurn, *Soziologie der Kunst*, Stuttgart 1973; Nathalie Heinich, *La Sociologie de l'art*, Paris: La Découverte, 2001; Howard S. Becker, *Art Worlds*, Berkeley 2008; *Autonomie der Kunst? Zur Aktualität eines gesellschaftlichen Leitbildes*, hg. v. Uta Karstein u. Nina T. Zahner, Wiesbaden 2017. Eine Übersicht gibt Dagmar Danko, *Kunstsoziologie*, Bielefeld 2012.

36 Klaus Lichtblau, *Kulturkrise und Soziologie um die Jahrhundertwende. Zur Genealogie der Kultursoziologie in Deutschland*, Frankfurt a.M. 1996.

37 Leo Löwenthal, *Das bürgerliche Bewußtsein in der Literatur*, Frankfurt a.M. 1981; Theodor W. Adorno, „Thesen zur Kunstsoziologie“, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 10.1, Frankfurt a.M. 1977, S. 367-374; Alphons Silbermann, *Empirische Kunstsoziologie. Eine Einführung mit kommentierter Bibliographie*, Stuttgart 1973; ders., (Hg.), *Theoretische Ansätze der Kunstsoziologie*, Stuttgart 1976; dazu: Danko 2012, S. 27-39.

acy. *Aspects of Working Class Life* hervorgetreten und als Gutachter an dem aufsehenerregenden Prozeß gegen die unzensurierte Publikation von D. H. Lawrence erotischem Roman *Lady Chatterley's Lover* tätig gewesen.<sup>38</sup> Unter der Leitung des in Jamaika geborenen Soziologen Stuart Hall entwickelte sich dann das Forschungskonzept der *Cultural Studies*, deren Interesse sich darauf richtete, gegenüber Theorien der Medienmanipulation die vielfältigen auch widerständigen oder kreativen Rezeptionsweisen von Konsumenten im Umgang mit kulturellen Gegenständen zu entdecken.<sup>39</sup> Die Nötigungen, die mit der technischen Dimension von Massenmedien verbunden sind, wurden damit marginalisiert.

In Frankreich hat Pierre Bourdieu gegen die Definition: „*Schönheit* ist Form der *Zweckmäßigkeit* eines Gegenstandes, sofern sie *ohne Vorstellung eines Zwecks* an ihm wahrgenommen wird“, die sich in der Ästhetik Kants findet, in der Studie *Die feinen Unterschiede* eine „gesellschaftliche Kritik des Geschmacksurteils“ ausgeführt.<sup>40</sup> Darin geht es um Korrespondenzen zwischen Klassenzugehörigkeit und dem Geschmack nicht nur an Werken Bildender Kunst, Musik und Literatur, sondern auch an Eßgewohnheiten, Wohnungseinrichtungen, Freizeitbeschäftigungen und Konsumgütern. Kulturelle Vorlieben markieren die soziale Positionierung des Einzelnen und dienen dazu, sich von anderen Klassen abzugrenzen und „feine Unterschiede“ sichtbar zu machen. Mit der Ausweitung des Blicks über den Kreis der „legitimen Künste“ hinaus in den Bereich der „illegitimen Künste“ brach Bourdieu mit einer Kunstauffassung, derzufolge in gelungenen Werken Gehalte idealer Natur gleichsam aufgehoben sind und eine Leuchtkraft entfalten, die allein die menschliche Kreativität beflügeln können. Die Produkte der modernen Massenkultur gelten ebenso als Indikatoren für einen aus der soziale Lage erwachsenen Habitus wie der gehobene Kunstgeschmack des Bürgertums, vor allem dann, wenn er dem Ästhetizismus anheimfällt und „die ästhetische Einstellung zu einem universellen Anwendungsprinzip stilisiert, die bürgerliche Verleugnung des Gesellschaftlichen an ihre Spitze treibt.“<sup>41</sup>

Sowohl die Forschungen, die in den *Cultural Studies* geleistet wurden, als auch diejenigen, die mit Bourdieus Theorie des „kulturellen Kapitals“ arbeiten, verbleiben im Horizont der marktgesellschaftlichen Grundproblematik von Kauf und

38 Richard Hoggart, *The Uses of Literacy. Aspects of Working Class Life*, London: Chatto and Windus, 1957.

39 Vgl. *Politik des Vergnügens. Zur Diskussion der Populärkultur in den Cultural Studies*, hg. v. Udo Göttlich u. Rainer Winter, Köln 2000; *Die Werkzeugkiste der Cultural Studies. Perspektiven, Anschlüsse und Interventionen*, hg. v. Udo Göttlich / Lothar Mikos u. Rainer Winter, Bielefeld 2001; zur Kritik vgl.: Anne Chalard-Fillaudeau u. Gérard Raulet, „A Critique of Cultural Studies“, in: *L'Homme et la société* 149(3)/2003, S. 3-30; Clemens Albrecht, „Die Kunst Rembrandts, nicht die eines beliebigen Stümpers“, Georg Simmel als Philosoph der repräsentativen Kultur“, in: *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 9(1-2)/2015, S. 23-40.

40 Immanuel Kant, „Kritik der Urteilskraft“, in: ders., *Werke* (Theorie-Werkausgabe), Bd. 10, hg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt a.M. 1968, S. 319; Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M. 1982, S. 28.

41 Bourdieu 1982, S. 24.

Verkauf von Waren auf dem Markt, nicht nur der Waren Arbeitskraft, Boden und Geld, sondern ebenso der Ware Kultur. Eine Weiterung der Fragestellung hin zur Erfahrung der Ästhetisierung der Lebenswelt und ihre Verkopplung mit der Technisierung werden dabei nur am Rande berührt. Allein auf weiter Flur war es der Germanist Friedrich Kittler, der die *hardware* ästhetischer Produktion entschieden in den Blick nahm.<sup>42</sup>

SOZIOLOGIE IN DER KLEMME VON TECHNIK UND KUNST. Resümieren wir unsere skizzenhafte Sichtung der Forschungsrichtungen von Techniksoziologie und Kunstsoziologie, so fällt auf, daß eine Überwältigung des Sozialen durch Technisierung und Ästhetisierung nicht nur diagnostisch als problematisch gesehen wird, sondern auch methodisch aussortiert wird. In der Mainstream-Soziologie überwog lange Zeit nicht nur die Tendenz, in Technisierungsprozessen eine Bedrohung für das gehaltvoll Soziale zu sehen, sondern ebenso in der Ästhetisierung, weil sie verführerische Fluchtwege anbietet, Flucht in die Imagination, Flucht in den Traum, Flucht in die Unwirklichkeit. Nimmt man die Antworten der Mainstream-Soziologie zu den Verhältnissen von Technik, Kunst und Gesellschaft zusammen, so erscheint in diesem Typ von Argumentation Gesellschaftliches als Gegenstand der Soziologie gleichsam in der Klemme von Technik und Kunst.<sup>43</sup>

Die Ausgangslage im Fach Soziologie ist im 20. Jahrhundert dadurch gekennzeichnet, daß Soziologen glauben, einer Bahn folgen zu müssen, auf der sie in einer Art Zweifrontenkrieg sowohl das Übergreifen sozial-technischer Konzepte, die Technisierung des Sozialen, als auch die Flucht in die Ästhetik, die Ästhetisierung des Sozialen, bekämpfen. Man kämpft gegen technizistische Verkürzungen und ästhetische Scheinlösungen. Wo immer der Gedanke auftaucht, Soziales könnte in Technisches transformiert werden, oder der Gedanke, Soziales könnte sich in Kunst verwandeln lassen, werden soziologische Urängste wach und Soziologen treten gleichsam automatisch zur Verteidigung des Sozialen gegen Technisierung und Ästhetisierung an. Ein Grund für diese Affekte ist darin zu sehen, daß soziologisches Denken als Wissenschaft von der Gesellschaft im Horizont der Erfahrung entfesselter Marktgesellschaft entstanden ist. Verbleibt es allein in diesem Horizont, so findet es nur schwer Zugänge zur Welt der Artefakte.

Symptome für die konstitutionellen Schwierigkeiten der Soziologie mit der Welt der Artefakte zeigen sich, wenn die Dinge nicht mehr im Griff sind. So war es in den 1970er Jahren aufgefallen, daß die Soziologie Probleme hatte, auf die akut

42 Friedrich Kittler, *Grammophon, Film, Typewriter*, Berlin 1986; Christa Karpenstein-Eßbach, „Ode an die Technik. Friedrich Kittlers germanistische Wissenschaft von Krieg und Liebe“, in: *Ästhetik und Kommunikation* 43(158-159)/2012-13, S. 97-103.

43 Ich greife im folgenden auf Formulierungen zurück aus: Eßbach 2001. Mit Blick auf religionssoziologische Fragen sind meine Überlegungen aufgegriffen bei: Uta Karstein u. Thomas Schmidt-Lux, „Die materiale Seite des Religiösen. Soziologische Perspektiven und Ausblicke“, in: dies. (Hg.), *Architekturen und Artefakte. Zur Materialität des Religiösen*, Wiesbaden 2017, S. 3-22.

wahrgenommene ökologische Problematik angemessen zu reagieren. Eine marxistisch orientierte Industriosozologie tat sich schwer mit der Erkenntnis begrenzter Ressourcen. Zunächst konnte man sich den soziologischen Beitrag zur ökologischen Frage ohnehin nur als eine Analyse der Öko-Bewegung als einer sozialen Bewegung oder als Parteisozilogie der Grünen vorstellen. Was das Verhältnis von Natur und Gesellschaft anging, so waren Arbeiten wie die grundlegende, theoretisch anspruchsvolle Untersuchung zu Eßtabus und zum Verhältnis von carnivorer und vegetarischer Kultur von Klaus Eder selten.<sup>44</sup> Erst Ulrich Becks *Risikogesellschaft* brachte eine gewisse öffentliche Ehrenrettung der Soziologie. Beck griff die Ökologiematik mutig auf, aber mit der Akzentuierung der artifiziellen Lebensbedingungen der Moderne unter dem Leitbegriff „Risiko“ waren noch längst nicht die Hauptprobleme erreicht, die zu reflektieren wären, wenn es um das Verhältnis von Sozialwelt und technischen Artefakten geht.<sup>45</sup> Charakteristisch war auch der hervorzuhebende Einsatz der in Kiel energisch vorgebrachten Katastrophensozilogie.<sup>46</sup> Aber die Analysen von Wahrnehmung und Handeln sozialer Gruppen bei katastrophalen Großbränden, Überschwemmungen und GAUs berührten lange Zeit allzu selten das Kategoriengefüge, in denen sich die Verhältnisse des Menschen zu seiner natürlichen und artifiziellen Umwelt darstellen lassen.<sup>47</sup>

Sicher, es lag die kleine bahnbrechende Schrift von Hans Linde zur Sachdominanz in Sozialstrukturen vor, und die deutsche Techniksoziologie hat jahrzehntelang mit spannenden und ertragreichen Analysen aufgewartet.<sup>48</sup> Hervorzuheben sind die Pionierleistungen von Bernward Joerges<sup>49</sup>, Karl Heinz Hörning<sup>50</sup> Werner

44 Klaus Eder, *Die Vergesellschaftung der Natur. Studien zur sozialen Evolution der praktischen Vernunft*, Frankfurt a.M. 1988.

45 Ulrich Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M. 1986.

46 Lars Clausen u. Wolf R. Dombrowsky, *Einführung in die Soziologie der Katastrophen*, Bonn 1983.

47 Nach der Abwicklung der Kieler Katastrophensozilogie gelang Stefan Kaufmann ein Neueinsatz an der Universität Freiburg. Siehe dazu die Projekte des interdisziplinären *Centre for Security and Society* an der Universität Freiburg (<https://www.css.uni-freiburg.de/>). Zur Entwicklung der soziologischen Sicherheitsforschung vgl. Stefan Kaufmann u. Ricky Wichum, „Risk and Security: Diagnosis of the Present in the Context of (Post-)Modern Insecurities“, in: *Historical Social Research* 41(1)/2016, S. 48-69, online: <http://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/46469> (letzter Zugriff: 10.05.2017).

48 Hans Linde, *Sachdominanz in Sozialstrukturen*, Tübingen 1972, siehe auch ders., „Soziale Implikationen technischer Geräte, ihrer Entstehung und Verwendung“, in: *Techniksoziologie*, hg. v. Rodrigo Jokisch, Frankfurt a.M. 1982, S. 1-31.

49 Bernward Joerges, *Gebaute Umwelt und Verhalten. Über das Verhältnis von Technikwissenschaften und Sozialwissenschaften am Beispiel der Architektur und der Verhaltenstheorie*, Baden-Baden 1977, ders., *Technik, Körper der Gesellschaft. Arbeiten zur Techniksoziologie*, Frankfurt a.M. 1996.

50 Karl Heinz Hörning, „Technik und Symbol: ein Beitrag zur Soziologie alltäglichen Technikgangs“, in: *Soziale Welt* 36(2)/1985, S. 185-207; ders., „Technik im Alltag und die Widersprüche des Alltäglichen“, in: *Technik im Alltag*, hg. v. Bernward Joerges, Frankfurt a.M. 1988, S. 51-94.



Rammert<sup>51</sup> und Jost Halfmann.<sup>52</sup> Aber diese wichtigen Studien wurden als Forschungsergebnisse einer speziellen Soziologie wahrgenommen. Noch schwerer hatten es die wenigen Versuche einer Soziologie der Ökologie.<sup>53</sup> Sie konnten im Unterschied zur Techniksoziologie kaum an Arbeiten der soziologischen Klassiker anschließen, sie lagen weit außerhalb der Tempel soziologischer Theoriebildung. Wer sich mit technischen Dingen oder Naturphänomenen befaßte, war in der imaginären Topographie des Fachs eher näher an der Peripherie als im Zentrum. Zum Ende der 20. Jahrhunderts hat sich die Forschungssituation in der Umweltsoziologie erheblich verändert. 2006 fand in Kassel der 33. Kongreß der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* zum Thema: *Die Natur der Gesellschaft* statt.<sup>54</sup>

In einem wegweisenden Aufsatz hat sich Bernward Joerges mit dem radikalen Umschlag von der Exkommunikation der Technik aus dem „Allerheiligsten“ der Gesellschaftstheorie zur totalen Eingemeindung von technischen Dingen ins Soziale in den *Science and Technology Studies* und der *Actor-Network Theory* auseinandergesetzt und dabei die Wirkungen der Diskussionen um die ‚künstliche Intelligenz‘ der Computer und der Phantasien der *Science Fiction* in die Überlegungen einbezogen. Joerges fragt: „Können neue Techniksoziologen den alten Gesellschaftstheorien Konkurrenz machen? Der Ansturm der Computer und der unvermeidliche Druck, der durch andere Medien der Imagination und Beschreibung technisierter Welten entstanden ist, hat die Lage in der Techniksoziologie verändert. Kann man in dieser Lage Techniksoziologie wie gehabt als Bindestrich-Soziologie betreiben? Oder müßte man nicht versuchen, technik- bzw. wissenschaftsoziologische Deutungen für einen umfassenderen Perspektivenwechsel in der Betrachtung der Konstitution von Gesellschaft anzubieten?“ Von grundlegender Bedeutung sei dafür die „Kontroverse *Naturalisierung der Geschichte* versus *Historialisierung der Natur*“, bei der es um eine „Neukartierung der Grenzziehungen

51 Werner Rammert, *Technik, Technologie und technische Intelligenz in Geschichte und Gesellschaft. Eine Dokumentation und Evaluation historischer, soziologischer und ökonomischer Forschung zur Begründung einer sozialwissenschaftlichen Technikforschung* (= Report Wissenschaftsforschung, Bd. 3), Bielefeld 1975; ders., *Technik aus soziologischer Perspektive*, Bd. 1, Forschungsstand, Theorieansätze, Fallbeispiele, Opladen 1993; ders., *Technik aus soziologischer Perspektive*, Bd. 2: Kultur – Innovation – Virtualität, Opladen 2000.

52 Jost Halfmann, *Die Entstehung der Mikroelektronik. Zur Produktion technischen Fortschritts*, Frankfurt a.M. 1984; ders., *Die gesellschaftliche ‚Natur‘ der Technik. Eine Einführung in die soziologische Theorie der Technik*, Opladen 1996.

53 Umweltsoziologische Pionierschriften in Deutschland waren: Walter L. Bühl, *Ökologische Knappheit: Gesellschaftliche und technologische Bedingungen ihrer Bewältigung*, Göttingen 1981; Karl-Heinz Hillmann, *Umweltkrise und Wertwandel*, Würzburg 1981; Joseph Huber, *Die verlorene Unschuld der Ökologie. Neue Technologien und superindustrielle Entwicklung*, Frankfurt a.M. 1982; Karl-Werner Brand, *Neue soziale Bewegungen. Entstehung, Funktion und Perspektive neuer Protestpotentiale. Eine Zwischenbilanz*, Opladen 1982.

54 *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*, hg. v. Karl-Siegbert Rehberg, Frankfurt a.M. 2008; siehe auch Matthias Groß, *Die Natur der Gesellschaft. Eine Geschichte der Umweltsoziologie*, Weinheim 2001.

zwischen den sozialen und den naturalen Anteilen historischer und damit auch technischer Entwicklungen“ geht.<sup>55</sup>

Am anderen Ende der Welt der Artefakte, bei den schönen Dingen, sah es im 20. Jahrhundert wenig anders aus. Soziologen, die sich daran machten, Gedichte, Bilder und Musikstücke als Objekte ästhetischer Gestaltung in ihrer Eigensinnigkeit intensiver in ihre Untersuchungen mit einzubeziehen, liefen Gefahr, von den Wächtern soziologischer Identität als unzuverlässige Grenzgänger stigmatisiert zu werden. Adornos Schriften zur Musik galten vielen unmusikalischen Soziologen ohnehin als unsoziologisch. Als in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts die beschleunigte Ästhetisierung artifiziieller Lebensumwelten vermehrt in den Blick geriet, wanderten zwar einige Metaphern, wie zum Beispiel „Forschungsdesign“ und „Theoriearchitektur“ in das Vokabular des Fachs, aber die Frage nach der Ästhetik wurde mit einer instinktiven Witterung für postmoderne Vermischungen umgangen. „Ästhetisch“ oder „essayistisch“ hatten als Schmähworte für vermeintlich soziologiefremde Tendenzen eine ähnliche Funktion übernommen wie „philosophisch“ oder „spekulativ“ in den Phasen der aggressiven disziplinären Konstitution der Soziologie zum Ende des 19. Jahrhunderts.<sup>56</sup>

Mit Blick auf weite Strecken soziologischer Forschung im 20. Jahrhundert muß man sich fragen: Woher kommen die Elemente im soziologischen Habitus, die Bedeutung von Artefakten für die Sozialwelt herunterstufen zu wollen, so als ob die naturalen und dinglichen Gegebenheiten in ihrer Verschiedenheit die Identität der sozialen Phänomene nie erreichen können? Woher nahmen Soziologen die Sicherheit, daß es für das Begreifen von Sozialisation nebensächlich ist, ob das Kind mit einer Stoffpuppe oder mit einer Plastikpuppe spielt, daß es für die Analyse von Feindschaftsbeziehungen nebensächlich ist, ob sich die Kontrahenten mit Messern oder Revolvern gegenüberstehen, daß es für die kommunikativen Prozesse wenig Bedeutung hat, ob die Stühle der Diskussionsteilnehmer aus schwarzem Metall oder hellem Holz sind, daß – zusammengefaßt – der Reichtum dinglicher Phänomene, nicht nur der naturalen, sondern auch der von Menschen hergestellten Artefakte für soziologische Kategorien so vergleichgültigt werden kann?

Wer zurückblickt auf die Klassiker der Soziologie, die wir zugleich als Klassiker der Religionssoziologie im *Dritten Teil* der Religionssoziologie behandelt haben, kann sehen, daß sich das Fach Soziologie, entstanden aus der Erfahrung des Zerfalls gemeinschaftlicher Bindungen in der entfesselten Markgesellschaft, grundbegrifflich als Theorie reiner Sozialwelt den Zugang zu technischen und ästheti-

55 Bernward Joerges, „Technik – das Andere der Gesellschaft?“, in: *Erträge der Interdisziplinären Technikforschung. Eine Bilanz nach 20 Jahren*, hg. v. Günter Ropohl, Berlin 2001, S. 165-180, hier S. 175 u. 177.

56 Mit Blick auf die Entstehung einer „Kreativindustrie“, die nicht so sehr auf technische Neuerungen, sondern auf die Produktion neuer ästhetischer Reize zielt, finden sich bei Andreas Reckwitz Lockerungsversuche, die für eine Korrektur der Kunstsoziologie genutzt werden könnten. Andreas Reckwitz, *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*, Frankfurt a.M. 2012.

schen Artefakten als Kulturleistungen des Menschen weitgehend verbaut hat und stattdessen in der Hauptsache am Bild religiöser Vergemeinschaftung ihr Kategoriegefüge aufgebaut. Die Intuition, die mich bei den Arbeiten zum *Vierten Teil* der Religionssoziologie geleitet hat, lautet: In technisierten und ästhetisierten Lebenswelten, wie sie uns seit dem letzten Jahrhundert gegeben sind, kommen wir Soziologen nicht sehr viel weiter, wenn wir unbefragt reflexhaft Sozialität in dieser ausweglosen Klemme zwischen Technik und Kunst denken. Weder als Nachlaßverwalter, d.h. als Verwalter der nachgelassenen sozialen Folgen technischen Fortschritts, noch als Vorverächter, d.h. Leute, die vorab Ästhetisierung als scheinhafte Flucht ansprechen, werden Soziologen eine Chance haben, auch nur einen geringen Beitrag zur Bewältigung der Fragen zu leisten, die unsere artifizielle Lebenswelt aufwirft.

Daß die Artifizierung der Lebenswelt als etwas Neues in den Horizont der Wahrnehmung geriet, daran haben Künstler der klassischen Moderne sowie Architekten und Städtebauer einen besonderen Anteil. Sie waren nah an den Dingen. Denn in diesen Manifestationen wurde die Erfahrung artifizierender Lebenswelt als gemaltes Bild festgehalten und als gebaute Umwelt festgestellt. Davon handelt der nächste Abschnitt.

### 3. Bilder und Räume artifizierender Lebenswelt

WAS ANDERS GEMALT WERDEN MUSS. Zu den ersten, die die qualitative Veränderung der artifizierten Lebenswelt bemerkt haben, gehörten nicht Soziologen, sondern die avantgardistischen bildenden Künstler. Wenn man das Neue in der Zeiterfahrung des 20. Jahrhundert begreifen möchte, empfiehlt es sich daher, sich zunächst an diejenigen zu halten, die professionell vor dem Problem standen, ein Bild der Lebenswelt zu malen.

1914 gibt der Maler Ludwig Meidner eine *Anleitung zum Malen von Großstadtbildern*. „Wir müssen endlich anfangen, unsere Heimat zu malen, die Großstadt, die wir unendlich lieben. Auf unzähligen freskengroßen Leinwänden sollten unsere biebernden Hände all das Herrliche und Seltsame, das Monströse und Dramatische der Avenuen, Bahnhöfe, Fabriken und Türme hinkritzeln.“<sup>57</sup> Meidner erinnert sich an Bilder, die Jahrzehnte zuvor entstanden waren und die Großstadtstraßen darstellten. „Sie waren von Pissarro oder Claude Monet gemalt, zwei Lyrikern,

57 Ludwig Meidner, „Anleitung zum Malen von Großstadtbildern“ [1914], in: *Schriften deutscher Künstler des zwanzigsten Jahrhunderts*, Bd. 1: Manifeste Manifeste: 1905-1933, hg. v. Diether Schmidt, Dresden 1965, S. 84-89, hier S. 84. Grundlegend zur Erfahrung und Reflexion der Visionsräume urbaner Moderne ist: Heinz Brüggemann, *Architekturen des Augenblicks. Raum-Bilder und Bild-Räume einer urbanen Moderne in Literatur, Kunst und Architektur des 20. Jahrhunderts*, Hannover 2002; siehe auch Walter Grasskamp, „Die Malbarkeit der Stadt. Die Krise der Vedute im deutschen Expressionismus“, in: *Die Großstadt als Text*, hg. v. Manfred Smuda, München 1992, S. 265-284.

welche von Wiese, Busch und Baum herkamen. Das Süße und Flockige dieser Agrarlandschafter ist auch in ihren Stadtbildern. Doch malt man Häuserungetüme so strichelnd und durchsichtig wie man Bäche malt und Boulevards wie Blumenbeete! Es ist nicht möglich mit der Technik der Impressionisten unser Problem zu bewältigen.<sup>58</sup> Was nötig ist, um die Großstadt als die gegenwärtige Heimat zu malen, sind neue Ausdrucksmittel.

Meidner stellt zwei Grundsätze auf. Zunächst geht es darum „daß wir intensiver und richtiger sehen als unsere Vorgänger. Die impressionistische Verschwommenheit und Verundeutlichung nützt uns nichts.“ Daran an schließt sich die Forderung, Abschied vom Malen im Freien zu nehmen und aus der Erinnerung die optischen Eindrücke zu einer Komposition zu formen. „Wir können unsere Staffelei nicht ins Gewühl der Straße tragen, um dort (blinzelnd) ‚Tonwerte‘ abzulesen. Eine Straße besteht nicht aus Tonwerten, sondern ist ein Bombardement von zischenden Fensterreihen, sausenden Lichtpegeln zwischen Fuhrwerken aller Art und tausend hüpfenden Kugeln, Menschenfetzen, Reklameschildern und dröhnenden, gestaltlosen Farbmassen.“ Die Großstadt, die Meidner als Heimat malen will, ist nicht die Stadt als Ort der entfesselten Marktgesellschaft. Es geht nicht um das Verhältnis von Egoismus und sozialer Bindung, es ist vielmehr die Anhäufung von Artefakten aller Arten, die zur Hauptsache werden.

Daß es nicht ausreicht, für die sich überbietenden ästhetischen Innovationen der Avantgarde den nach neuen Produkten Ausschau haltenden Kunsthandel verantwortlich zu machen, hat Helmuth Plessner betont: „Der Mechanismus des Marktes, von dem Produktion und Konsum leben, reicht jedoch nicht aus, die *Art* der Produkte ganz zu erklären.“ Sicher sei das Publikum „dank seiner industriellen Erziehung“ auf ästhetische Innovation und Provokation eingestellt: „Nur, der Schock allein genügt nicht, man gewöhnt sich, man lernt sehen. Der Maler muß eine tiefere Schicht ansprechen, die ihm Resonanz in seiner Zeit verbürgt.“<sup>59</sup> Dies ist auch von anderen gesehen. Mit Bezug auf die Forschungen der Warburgschule spricht Plessner von der Verankerung der „Malerei in einem Wirklichkeitsbegriff“. Dieser habe heute im Unterschied zur Malerei der frühen Moderne eine andere Qualität: „Unser moderner Begriff von Wirklichkeit (...) ist gestaltlos und durch die Anforderungen der Naturwissenschaft geprägt, welche sich an der Unanschaulichkeit der Elementarvorgänge nicht stört, auch wenn sie im Makrobereich Gestaltungsprozesse nicht ausschließt.“ Die ästhetischen Qualitäten seien „ihres kosmischen Rückhalts an der Natur beraubt“, sie seien nun „gezwungen, sich im Subjekt zu verwurzeln.“

Meidner erinnert an den holländischen Landschaftsmaler Jacob van Ruisdael. In dessen Bildern sind auch menschliche Artefakte, Geräte und Bauten dargestellt,

58 Meidner 1965, S. 85. Nachfolgende Zitate auf dieser Seite.

59 Helmuth Plessner, „Über die gesellschaftlichen Bedingungen der modernen Malerei“ [1965], in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 10, hg. v. Günther Dux / Odo Marquard u. Elisabeth Ströker, Frankfurt a.M. 1985d, S. 265-284, hier S. 267. Nachfolgende Zitate S. 277 f. u. 279.

aber sie sind wie die Erscheinungen der Natur gemalt, sie erscheinen als integraler Bestandteil des Bildes der Welt, in dem zwar die Differenz von Menschenwerk und Natur präsent ist, aber in dem diese Differenz einem homogenen Modus der Darstellung untergeordnet wird. Bei Ruisdael stehen Windmühlen in der Landschaft, der Betrachter kann zwischen Menschenwerk und Natur differenzieren, aber er malt die Windmühle mit den gleichen Mitteln wie er Wasser, Land und Wolken malt. Diesem Prinzip sind Maler im Großen und Ganzen hat lange Zeit gefolgt. Anders die Wahrnehmung der Lebenswelt bei Meidner. Die artifizielle Lebenswelt nötigt zu einer anderen Malweise. Diese Erfahrung bestimmt auch die maltechnischen Vorschläge, die Meidner macht. Sie betreffen das Licht, den Blickpunkt, und die Anwendung der geraden Linie.

Zur Frage, wie man malerisch mit den Lichtverhältnissen in der Großstadt gerecht werden kann, heißt es: „Unser Problem ist zunächst ein Lichtproblem, denn wir fühlen nicht überall das Licht, wie die Impressionisten. Diese sahen überall Licht; sie verteilten Helligkeit über ihre ganze Bildtafel; selbst die Schatten sind hell und durchsichtig.“<sup>60</sup> Meidners Auge sieht eine andere Welt und zieht daraus malerische Konsequenzen: „wir sehen häufig ganz vorn große Flächen, die wie erstarrt sind und unbelichtet scheinen, wir fühlen da und dort Schwere, Dunkelheiten, unbewegte Materie. Das Licht scheint zu fließen. Es zerfetzt die Dinge. Wir fühlen deutlich Lichtfetzen, Lichtstreifen, Lichtbündel. Ganze Komplexe wogen im Licht und scheinen durchsichtig zu sein – doch dazwischen wieder Starrheit, Undurchsichtigkeit in breiten Massen. Zwischen hohen Häuserreihen blendet uns ein Tumult von hell und dunkel. Lichtflächen liegen breit auf den Wänden. Mitten im Gewühl von Köpfen zerplatzt eine Lichtrakete zwischen Fahrzeugen zuckt es hell auf. Der Himmel dringt wie ein Wasserfall auf uns ein. Seine Lichtfülle sprengt das Unten. Scharfe Konturen wanken in der Grelle. Die Scharen der Rechtecke fliehen in wirbelnden Rhythmen. Das Licht bringt alle Dinge und Räume in Bewegung. Die Türme, Häuser, Laternen scheinen zu hängen oder zu schwimmen.“ Wie sind solche Lichtverhältnisse zu malen?

In der modernen Malerei gab es seit der Renaissance im Prinzip zwei Möglichkeiten mit dem Licht umzugehen.<sup>61</sup> Das Licht, das auf die Welt fällt und sie zur Erscheinung bringt, kommt entweder von Sonne oder aus menschlichen Lichtquellen, dem Feuer oder der Lampe. Bis in der romantischen Malerei vermehrt auch Mond und Sterne hinzutreten, ist es zum einen die sonnenbeschienene Landschaft oder das Licht, das durch die Fenster ins Haus fällt, mit dem kunstvoll umgegangen wird. Zum anderen arbeiten Maler mit dem Licht, das vom Feuer oder

60 Meidner 1965, S.85. Nachfolgendes Zitat S. 86.

61 Grundlegend ist: Wolfgang Schöne, *Über das Licht in der Malerei*, Berlin 1954; Hans Blumenberg, „Licht als Metapher der Wahrheit. Im Vorfeld der philosophischen Begriffsbildung“, in: *Studium Generale* 10/1957, S. 432-447; Dieter Bremer, „Licht als universales Darstellungsmedium“, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 18/1974, S. 185-206; *Lichtgefüge des 17. Jahrhunderts. Rembrandt und Vermeer – Spinoza und Leibniz*, hg. v. Carolin Bohlmann / Thomas Fink u. Philipp Weiss, München 2008.

der Lampe ausstrahlt. In manchen Bildern Rembrandts finden wir als wiederkehrendes Gestaltungsprinzip das innere Lichtzentrum, das Gesichter und Körper bescheint und menschliche Haltung sowie die Umgebung sichtbar macht. Die Lichtquelle am Himmel und die innere Lichtquelle haben lange Zeit auch eine religiöse Bedeutung. Sie kommunizieren mit dem, was im *Ersten Band* der Religionssoziologie am Beispiel der *Rationalreligion* und ihrem Glauben an das Licht der göttlichen Vernunft in der Schöpfung und im Geheimnis des Herzens entwickelt wurde. Diese beiden zentrischen Lichtquellen sind tief verwurzelt mit der Idee der Aufklärung und ihrem zentrischen Lichtkult.

In der Malerei des Impressionismus ist das von einem Zentrum ausgehende Licht nicht mehr Gestaltungsprinzip. Das Licht ist überall, auch Schatten sind Licht.<sup>62</sup> Die Auflösung des Lichtzentrums entspricht durchaus der Erfahrung der modernen Gesellschaft wie sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verbreitet ist. Die Welt erscheint nicht mehr als gefügte Ordnung, sondern Einzelnes emanzipiert sich, bekommt eine eigene Dynamik, Konturen verwischen sich. Die Menschen und die Gegenstände sind auflösbar in Flecke und Tupfen, separate Ausdruckswerte entstehen, die der Maler nur noch auf der Oberfläche in der Flüchtigkeit der Situation, im impressionistischen Moment erfassen kann. Eine zentrische Lichtquelle paßt nicht zur Erfahrung der Auflösung konturierter Gestaltungen nicht zum Marktgeschehen der entfesselten Marktgesellschaft.

Wer die berühmten *Nocturnes* betrachtet, die James McNeill Whistler in den 1870er Jahren von der Themse in London malte, sieht im Stil des Tonalismus fast monochrome Farbschattierungen, die Wasser, Himmel und Boote übergreifen. Der Bildtitel *Nocturnes* verweist auf gleichnamige Musikstücke, die in dieser Zeit beliebt waren. *Nocturne: Blue and Gold – Southampton Water* zeigt eine mondbeschienene Landschaft mit eingesprenkelten kleinen goldenen Punkten, die an das gemahnen, was in der Marktwirtschaft zählt.<sup>63</sup> *Nocturne: Black and Gold – The Falling Rocket* zeigt einen nächtlichen Park, in dem Besucher sich ein Feuerwerk mit zu Boden fallenden Raketen anschauen, die leuchtend goldene Punkte in das Schwarz der Nacht versprühen. Das Bild löste einen Kunstkandal aus. John Ruskins Urteil wurde sprichwörtlich, es handele sich um „a pot of paint flung in the face of an unreceptive public. It was an incendiary cocktail tossed by an aesthetic terrorist. The appropriate musical reference might have been not an ‚harmony‘ but a *battaglia*.“<sup>64</sup>

62 Zur Rolle der Lichtanalyse im Impressionismus und ihr Zusammenhang mit der Entdeckung eines neuen Bildraums vgl. Pierre Francastel, „Die Zerstörung des plastischen Bildraums“, in: *Seminar: Literatur- und Kunstsoziologie*, hg. v. Peter Bürger, Frankfurt a.M. 1978, S. 371-393, hier S. 381ff.

63 Linda Merrill u. James McNeill Whistler, *After Whistler. The Artist and His Influence on American Painting*, Yale: UP, 2003, S. 106f.

64 David Park Curry u. James McNeill Whistler, *Uneasy Pieces*, New York: Quantuck Lane Press, 2004, S. 184; James McNeill Whistler, *Die artige Kunst, sich Feinde zu machen*, Leipzig/Weimar 1984.

Für Meidner jedoch gehört eine Malweise wie diese schon der Vergangenheit an. In der Großstadt des 20. Jahrhunderts sieht er nicht mehr die Dezentrierung der Lichtquelle, sondern er sieht Lichtfetzen, Lichtstreifen, Lichtbündel, schwere, dunkle Flächen, daneben Licht-Tumulte. Diese Vielfalt ist nicht Anlaß für eine momentane Impression, sondern das Licht hat konstruktive Effekte. Die Landschaft der Großstadt erscheint wie eine technische Konstruktion beweglicher und unbeweglicher Teile und die Verwendung des Lichts hat dieser Optik Rechnung zu tragen. Lichtfetzen, Lichtstreifen, Lichtbündel, dabei handelt es sich um apparativ erzeugte Lichtformationen. Wie Wolfgang Schivelbusch gezeigt hat, hat es Jahrzehnte gebraucht bis der Kampf um das künstliche Licht in der Stadt entschieden und die Straßenbeleuchtung akzeptiert war.<sup>65</sup> Heute steht die Zivilisierung des apparativen Lichts zur Diskussion.<sup>66</sup>

Neu konzipiert werden muß Meidner zufolge nicht nur der malerische Umgang mit Licht, sondern auch mit dem Blickpunkt: „Er ist der intensivste Teil des Bildes“. Wichtig sei „daß alle Dinge im Blickpunkt deutlich seien, scharf und unmystisch.“<sup>67</sup> Entscheidend ist für Meidner die konsequente Subjektivierung des Blickpunktes. „Im Blickpunkt sehen wir aufrecht stehende Linien senkrecht. Je weiter vom Blickpunkt entfernt, desto mehr neigen sich die Linien. Stehen wir zum Beispiel geradeaus blickend mitten auf der Straße, so sind vor uns, weit unten, alle Häuser senkrecht zu sehen und ihre Fensterreihen scheinen der landläufigen Perspektive Recht zu geben, denn sie laufen dem Horizont zu. Doch die Häuser neben uns – wir fühlen sie nur mit halbem Auge – scheinen zu wanken und zusammenzubrechen. Hier schießen Linien, die in Wirklichkeit parallel laufen, steil empor und schneiden sich. Giebel, Schornsteine, Fenster sind dunkle, chaotische Massen, phantastisch verkürzt, vieldeutig.“

Meidners Bemerkungen zur Behandlung der Perspektive bedürfen der Präzisierung. Das Verhältnis von Betrachter zum Bild ist in jeder Malerei eines vom Subjekt auf ein Objekt. Aber im Unterschied etwa zur frühen christlichen Kunst, bei der das Bild dem Betrachter als ein Gegenüber erscheint, das für sich nach Normen gestaltet ist, die die Erscheinung des Heiligen ermöglichen, konvergiert die die Gestaltung des Bildes mit der Erfindung der Zentralperspektive in der Renaissance-malerei auf die Sehweise des Betrachters. Der Bildraum ist auf den Betrachter bezogen und weist auf seine Kraft, auch den realen Raum zu erschließen.<sup>68</sup> Dieses Grundverhältnis von Betrachter und Bild ist für mehr als ein halbes Jahrtausend

65 Wolfgang Schivelbusch, *Lichtblicke. Zur Geschichte der künstlichen Helligkeit im 19. Jahrhundert*, München 1983.

66 Strategien zur Vermeidung von „Lichtverschmutzung“ erörtern Ulrike Brandi u. Christoph Geissmar-Brandi, *Licht für Städte. Ein Leitfaden zur Lichtplanung im urbanen Raum*, Basel 2007, S. 46ff.

67 Meidner 1965, S. 86. Nachfolgendes Zitat ebd.

68 Grundlegend ist Erwin Panofsky, „Die Perspektive als ‚symbolische Form‘“, in: *Vorträge der Bibliothek Warburg 1924/1925*, Leipzig/Berlin 1927. Gegen die Tradition darstellender Geometrie arbeitet die Subjektivierung des Blickpunkts konsequent heraus: Hubert Damiens, *Der Ursprung der Perspektive*, Zürich 2010.

ein konkurrenzloses Modell der modernen europäischen Malerei gewesen. Dabei gilt, daß die subjektiven Blickpunkte dieser Malerei der Neuzeit auf einem Imaginationstraum beruhen, der tektonisch gesichert war.

Bei Meidner bringt die konsequente Subjektivierung ein atektonisches Resultat zustande. Die wankenden Häuser drohen zusammenzuberechnen. Die Perspektive, die Meidner malt ist nicht bloß subjektiv, sondern der subjektive Blickpunkt wird in seinem die Tektonik erschütternden Effekt aufgegriffen. Es geht nicht nur um das subjektive Abbild der urbanen Konstrukte, sondern um einen konstruktivistischen Blick auf die Konstruktion. Diese Verwendung des Blickpunktes ist auf die artifizielle Lebenswelt zugeschnitten. Der Blick ist apparativ vermittelt, ein künstlicher Blick auf künstliche Welten.

Schließlich gilt es auch Meidner zufolge, den Umgang mit der geraden Linie in der Malerei radikal zu ändern: „Früher hieß es immer: Es gibt keine gerade Linie in der Natur, die freie Natur ist unmathematisch. Man liebte die gerade Linie nicht und noch Whistler löste sie in viele kleine Teile auf. Seit den Tagen Ruisdaels ist die gerade Linie in der Landschaftsmalerei verpönt und die Künstler haben immer vermieden, neue Gebäude, neue Kirchen und Schlösser auf ihren Bildern anzubringen. Sie zogen die pittoresken Dinge vor, denn diese waren unregelmäßig und vielgestaltig: baufällige Häuser, Ruinen und möglichst viel Laubbäume. Wir Heutigen, Zeitgenossen des Ingenieurs, empfinden die Schönheit der geraden Linien, der geometrischen Formen.“<sup>69</sup> In der Präferenz der geraden Linie kommt der Aspekt der Erfahrung der Lebenswelt als einer technisierten besonders prägnant zum Ausdruck. Es ist die programmatische Abkehr vom Begriff natürlicher Wirklichkeit. Die Wirklichkeit ist künstlich. Aber Meidners Leinwand ist kein Reißbrett. Seine gerade Linie „ist nicht zu verwechseln mit den Linien, welche die Maurermeister auf ihren Plänen mit der Reißschiene ziehen. Glaubt nicht, daß eine gerade Linie kalt und starr sei! Ihr müßt sie nur sehr erregt zeichnen und ihren Verlauf gut beachten. Sie sei bald dünn, bald dicker und von leisem, nervösem Erzittern. Sind nicht unsere Großstadtlandschaften alle Schlachten von Mathematik!“

Nicht die Orientierung an geometrischen Formen, die in der neuzeitlichen Malerei immer eine große Rolle gespielt haben, ist hier bei Meidner die Hauptsache. Neu ist der Stellenwert, der der Geometrie zugewiesen wird. Galt lange Zeit die geometrische Proportion, die Anlage der Linien und Winkel als ein Medium, die Ordnung der Welt sinnfällig zu machen, so heißt es jetzt: „Was für Dreiecke, Vierecke, Vielecke und Kreise stürmen auf den Straßen auf uns ein. Lineale sausen nach allen Seiten. Viel Spitzes sticht uns. Selbst die herumtrabenden Menschen und Viecher scheinen geometrische Konstruktionen zu sein. Nehmt einen breiten Bleistift und ziehet heftig auf dem Papier gerade Linien und dieses Gewirr mit einiger Kunst angeordnet, wird viel lebendiger sein als die präntiösen Pinseleien unserer Professoren.“

Argumentationen wie die von Meidner stehen zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht allein. Die intensive Wahrnehmung von Technik und der Eingang von Tech-

<sup>69</sup> Meidner 1965, S. 87. Nachfolgende Zitate S. 87 u. 70.



nizismus in ästhetische Gestaltungen finden sich in den meisten Ismen der heute Klassische Moderne genannten ästhetischen Avantgarden. Bevor radikaler Konstruktivismus eine Erkenntnistheorie wurde, war es eine ästhetische Stilrichtung. Die bildenden Künstler sind die ersten, die das neuartige Phänomen der Technisierung und Ästhetisierung der Lebenswelt in seiner paradigmatischen Bedeutung erfaßt haben. Die Art und Weise uns ein Bild von der Welt zu geben, hat sich im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert grundlegend gewandelt.

WANDLUNGEN DER BILDRATIONALITÄT. Die Bilder der artifiziellen Lebenswelt, die Maler der Klassischen Moderne den Betrachtern gezeigt haben, führten am Beginn des Jahrhunderts zu Verständnislosigkeit und Protest. Franz Roh hat zahlreiche dieser unverständigen Reaktion zusammengetragen. So war in der norwegischen Zeitung *Aftenposten* über Bilder von Edvard Munch zu lesen: „Wo soll man so was aufhängen, im Arbeitszimmer oder im Salon? Nur ein gewisser Ort kann hier in Frage kommen“.<sup>70</sup> Im *Kunstwart* von 1913 war zu lesen, man habe nun „die Expressionisten, Kubisten, Futuristen usw., sagen wir zusammenfassend, die Meschuggisten“.<sup>71</sup> Über Franz Marcs Bilder konnte man lesen, sie bedeuteten „nichts anderes als grell-bunte Spielereien von Kannibalen“.<sup>72</sup> In der Weltbühne wurde 1930 konstatiert: „Wer Kunst für Kinderei hält, dem kann Klee gefallen“, und 1940 nennt die *Neue Züricher Zeitung* Klees Werk „Schizophreneligärtli“.<sup>73</sup> Auch nach 1945 ist der Streit um Wert oder Wertlosigkeit moderner Malerei nicht beendet, wie die Auseinandersetzungen um Hans Sedlmayrs Schrift *Verlust der Mitte* zeigen.<sup>74</sup>

Das Erkennen dessen, was man auf einem gemalten Bild sieht, hat Arnold Gehlen in seinem Buch *Zeit-Bilder. Zur Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei* im Anschluß an die Kunsttheorie von Konrad Fiedler „Bildrationalität“ genannt.<sup>75</sup> Fiedler hatte entschieden dafür geworben, dem Künstler eine spezielle Art der Erkenntnis zuzuerkennen, die gleichsam ohne Worte vom Auge in den Malprozeß

70 Franz Roh, *Streit um die moderne Kunst. Auseinandersetzung mit Gegnern der neuen Malerei*, München 1962, S. 19; Zum legendären Unverständnis, mit dem Freunde und Künstlerkollegen 1907 auf ein Gemälde Picassos reagierten siehe Carsten-Peter Warncke, „Picassos ‚Les Femmes d'Alger (O. J.)‘ – Konstruktion einer Legende“, in: *Streit um Bilder. Von Byzanz bis Duchamp*, hg. v. Karl Möseneder, Berlin 1997, S. 202-220.

71 Zit. n. Roh 1962, S. 22.

72 Zit. n. ebd., S. 27.

73 Zit. n. ebd., S. 30.

74 Hans Sedlmayr, *Verlust der Mitte. Die bildende Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts als Symptom und Symbol der Zeit* [1948], Berlin 1959; Werner Hofmann, „Im Banne des Abgrunds: der ‚Verlust der Mitte‘ und der Exorzismus der Moderne. Über den Kunsthistoriker Hans Sedlmayr“, in: *Die Zähmung der Avantgarde. Zur Rezeption der Moderne in den 50er Jahren*, hg. v. Gerda Breuer, Basel u.a. 1997, S. 43-54; siehe auch Annette Doms, *Neue Wege. Über die Situation und Rezeption moderner Malerei in der Münchner Nachkriegszeit*, München 2004.

75 Arnold Gehlen, *Zeit-Bilder. Zur Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei*, Frankfurt a.M./Bonn 1960; zur Bildrationalität vgl. ebd., S. 14ff.; zu Fiedler S. 59-62.

eingeht, eine visuelle Erkenntnis, für Gehlen eine „wortunfähige Vernunft“.<sup>76</sup> Fiedlers Vorstellung von der künstlerischen Tätigkeit als einer „Operation des Erkenntnisvermögens“ lässt sich auch auf die Sicht des Betrachters beziehen. Dieser stützt sich auf ein Bezugssystem, um ein Bild zu verstehen, um sagen zu können: ‚In diesem Bild sehe ich dies und das.‘ Wenn nun das Erkennen in der Betrachtung von Bildern problematisch wird, so kann man von einem Wechsel der „Bildrationalität“ ausgehen.<sup>77</sup>

Gehlen unterscheidet die Rationalität von drei verschiedenen Bildformen, die jeweils ein anderes Bezugssystem haben, das es erlaubt, zu begreifen, um was es bei einem bestimmten gemalten Bild geht. Das Bezugssystem der „ideellen Kunst“ besteht aus einem Wissen, das der Betrachter mitbringt. Das Bild vergegenwärtigt das Vorgewußte, sei es Venus oder Maria, Herkules oder Christus. Ob nun wie bei archaischen Bildwerken an die Anwesenheit des Göttlichen geglaubt wird, oder ob wie in der christlichen Kunst biblische Erzählungen vergegenwärtigt sind, oder in den Bildern von König und Adel die Herrschaft der Herrschenden verklärt wird, stets sind es vorgewußte absolute Wahrheiten auf die sich der Betrachter beim Verstehen von Werken der „ideellen Kunst“ stützen kann. Michel Foucault hat in seiner Analyse der berühmten Bilder von Hieronymus Bosch *Der Garten der Lüste* und *Die Versuchungen des heiligen Antonius* den Topos vom Zusammenbruch des mittelalterlichen Weltbildes als die Lockerung, Verwirrung und Entkoppelung zwischen Bild und Sprache interpretiert: „Von der Vernünftigkeit und der ordnenden Lehre befreit, beginnt das Bild, um seinen eigenen Wahnsinn zu gravitieren.“<sup>78</sup> Die unmöglichen Wesen, die man in den Bildern von Bosch sieht, interpretiert der uninformierte Betrachter von heute als Elemente phantastischer Malerei, für Foucault sind sie zusammengesetzt aus unleserlich gewordenen Fragmenten des gotischen Symbolismus, des Zusammenhangs von Bild und vorgewußter Bedeutung.

Ein Wechsel der Bildrationalität hat stattgefunden, wenn das Vorgewußte nichts mehr zum Bildverstehen beiträgt. Dann bleibt allein das gegenständliche Bildmotiv übrig. Gehlen nennt diese Kunstform „realistische Kunst“. Sie entsteht in enger Beziehungen zur Naturwissenschaft, wie in dieser Kunst überhaupt als Apriori „Würde und Autorität der Natur“ gelten.<sup>79</sup> Die realistischen Künste „machen sich frei von der Unterordnung unter vorgegebene Gedankenwelten, haben keinen institutionellen Auftrag mehr, sie werden privat und demokratisch und richten sich im Unmittelbaren des Gegebenen ein.“ Als genuin bürgerliche Kunstform hält sie sich „genau so lange, wie dieses Bürgertum selbst ungebrochen ist, also bis zur Epoche der Weltkriege.“ In unserer Sicht erlebt diese Kunstform eines konnotati-

76 Ebd., S.62. Gehlen bezieht sich auf Konrad Fiedler, „Über die Beurteilung von Werken der Bildenden Kunst“ [1876], in: ders., *Schriften zur Kunst*, Bd. 1, hg. v. Gottfried Boehm, München<sup>2</sup>1991, S. 1-48.

77 Zum folgenden Gehlen 1960, S. 15ff.

78 Michel Foucault, *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*, Frankfurt a.M. 1969, S. 36.

79 Gehlen 1960, S. 15. Nachfolgendes Zitat ebd.

onslosen Wiedererkennens der Bildgegenstände, zunächst beliebt in den italienischen und holländischen Bürgerstädten der frühen Moderne, ihren Gipfelpunkt in der Epoche der Erfahrung der Dominanz des Marktes, auf dem als käufliche Gegenstände nicht nur Güter, sondern auch Arbeitskraft und Boden gekauft und verkauft werden.

Gehlens Typologie der Bildrationalitäten ist auf die Frage zugespitzt, über welches Bezugssystem die Bildrationalität einer Malerei erkannt werden kann, der die wiedererkennbaren Gegenstände abhanden gekommen sind, wie dies in der Malerei des 20. Jahrhunderts, vor allem in der abstrakten Malerei der Fall ist.<sup>80</sup> Es ist nicht mehr das Bezugssystem vorgewußter „absoluter Wahrheiten“, auch nicht mehr das Bezugssystem „Natur“, sondern „die menschliche Subjektivität, und zwar in ihrer reflektierten, in sich selbst zurückgespiegelten Form.“ Dieser Wechsel der Bildrationalität korrespondiert mit dem doppelten Rückzug anschaulicher Natur: zum einen mit dem Triumph der mathematischen Begrifflichkeit der Naturwissenschaften, die die Morphologie mehr und mehr an den Rand drängte, zum anderen mit dem Rückzug der Natur aus dem gesellschaftlichen Lebensraum: „die Normalumwelt in den überbevölkerten Stein- und Betonheimaten hatte nichts mehr mit dem zu tun, was die Menschheit seit alters her um sich gewußt hatte.“

Es sind somit nicht nur die technischen Innovationen apparativer Bildherstellung gewesen, die Maler zum Verzicht auf realistische Malweisen bewegten und die den Weg zur gegenstandslosen Malerei förderten, vielmehr ist die Erfahrung artifizierlicher Lebenswelt vom Auge in den Malprozeß gegangen, und es kommt zu entsprechenden ästhetischen Verfahrensweisen: Die Eigenwirkung der Bildfläche gewinnt an Bedeutung, die Bildgegenstände werden nach einer kompositorischen Gesetzlichkeit gemalt, die die Naturähnlichkeit hinter sich läßt, der Dingcharakter des Bildes selbst tritt hervor, bisweilen so sehr, das Künstler Riesenformate herstellen. „Das Bild bringt seine eigene Wand mit, es beansprucht, die Zufälligkeit des beliebigen Ortes, in den es hineingerät, von sich aus zu beherrschen.“ Die Künstler verwenden neugeschaffene Materien, wie Kunststoffe, experimentieren mit ungewöhnlichen Überschichtungen der Bildoberfläche, in der Hoffnung „Empfindungen für eine nicht faßbare neue Gegenständlichkeit zu vermitteln“.<sup>81</sup>

In einer anderen malerischen Richtung geht es nicht um „Neomaterie“, sondern um den bildästhetischen Eindruck der „Abgebrauchtheit“. Auch dies ist Gehlen zufolge zu beziehen „auf das Reich des Konstruierten, Überwachten und Fabrizierten, des Präparierten und Gezüchteten, auf unsere Welt der Kunststoffe und Kunstkräfte, der chemischen Äcker und Schnittblumen in Saisonfarben.“<sup>82</sup> Das Zufällige und Unkontrollierte gewinnt hier einen besonderen Reiz. In Bildern von Tàpies entdeckte der Betrachter „halbbewußt etwas wie kunstfremde Einwirkungen, man denkt an Transportschäden, Kinderunfug, Sachbeschädigung.“ Und Gehlen fügt

80 Ebd., S. 39. Nachfolgende Zitate S. 17, 43 u. 98.

81 Ottomar Domnick, *Die schöpferischen Kräfte in der abstrakten Malerei*, Bergen (Obb.) 1947, S. 80, zit. n. Gehlen 1960, S. 196.

82 Gehlen 1960, S. 197. Nachfolgende Zitate S. 211f., 53, 54 u. 164.

hinzu: „So muß man natürlich auch die ‚Kratzer‘ erklären, die Dubuffet und andere bis zur Übertreibung verwenden. Das alles soll das Bild am Rande unserer Imagination ins Nichtbild hinüberspielen, man soll nicht immer sicher sein, ob man ästhetische Absichten vor sich hat oder sichtbare Spuren alltäglichen Verschleißes, das Bild stellt sich selbst als sperriges Transportgut vor.“

Was als Bezugssystem für diese Malerei bleibt ist die Subjektivität. „Im Bilde allein war sein Sinn, die Legitimierung seines Soseins, nicht mehr auffindbar, dieser Sinn zog sich in den Prozeß seines Entstehens zurück, in die Erfahrungen, Reflexionen und Theorien des Künstlers.“ Für den Betrachter werden die Bilder kommentarbedürftig, entweder durch den Künstler selbst, der die innere Bildrationalität erläutert, oder durch den Kunstexperten, der für das Bild Gründe entweder „aus der ‚Künstlerpersönlichkeit‘ oder mit Hilfe metaphysischer Vorstellungen“ anführt.“ Gehlen hat, ohne die Namen der Maler und der Kommentatoren zu verraten, entlarvende Beispiele für das Ringen um Worte zitiert. Da heißt es: „Jedes seiner Bilder (von N.N.) ist gleichzeitig ein Protest, aber auch die Bejahung der mysteriösen Einheit, die das Individuum an alle kosmischen Kräfte bindet.“ Oder bei einem anderen Experten zu Klebebildern: „reine Richtflächen des Geistes, fugenlose Gleichungen des Absoluten.“ Dabei können sich die Kommentatoren bisweilen durchaus auf Selbstkommentare der Künstler stützen, wenn zum Beispiel Willi Baumeister schreibt: „Das Absolute erscheint in den Idealitäten der Kugel und in allen exakten kristallinen Körpern und damit in der Geraden und in Maß und Zahl.“<sup>83</sup> Diskurse wie diese zeugen von der anhaltenden Präsenz *kunstreligiöser* Auffassungen, die wir im *Ersten Band* ausführlich behandelt haben.<sup>84</sup> Ja, man wird sagen können, daß die abstrakte Malerei gerade dann, wenn ‚mystische‘ Selbstbeschreibungen der Künstler vorlagen, oftmals dazu eingeladen hat, die Sakralisierung der dieser Kunst zu intensivieren.

Für Gehlen handelt es sich bei derartigen Sinnzumutungen um „die Suche nach dem außerkünstlerischen Bezugssystem der Kunst“.<sup>85</sup> Dieses Bezugssystem sieht Gehlen im „modernen *Zustand der chronischen Reflektiertheit schlechthin*“. Die Malerei der Moderne habe sich „auf den langen, bis heute nicht beendeten Weg, die Subjektivität auszutasten“ begeben. Gegen die Kommentierungen in dramatischer „Existential-Sprache“ hat Gehlen eingewandt, es sei fraglich, „wo in unserer Zeit nicht das vorgestellte und existentialistische, verbalisierte, sondern wo das buchstäbliche und unerbittliche Risiko überhaupt noch eingegangen werden kann.“ Er konzidiert, daß es dies in Grenzbereichen von Politik und Religion wohl noch geben kann, „aber daß es in den Künsten noch ums Ganze geht, kann man doch nicht einfach behaupten“. In der modernen Kunst gehe es nicht um „unendliche Tiefen“, sondern darum, „daß sie uns *mit Daseinsmächtigkeit verschonen*“. Dies erreiche sie durch Einübung in die „alltägliche Bewußtseinsverfassung (...) nämlich

83 Willi Baumeister, *Das Unbekannte in der Kunst*, Stuttgart 1947, S. 57f., zit. n. Gehlen 1960, S. 165.

84 Im *Ersten Band* S. 453ff u. 482ff.

85 Gehlen 1960, S.66. Nachfolgende Zitate S. 62, 53, 154, 165.

der Oberflächen-Spannung, der Außen-Irritation, des Antennismus, aber in *Vollkommenheit*. Es sind dies für Gehlen Effekte der „weltanschaulichen Neutralisierung“, und er weitet diese Sicht zu einer Bestimmung der spezifischen Leistung der Kunst des 20. Jahrhunderts, ihr gelänge vielleicht die „Einregelung in die Verfassung einer Menschheit, die vom Kampf ums Mitkommen abgewetzt ist, die in der tempobeschleunigten Erledigung den Modus der Kristallisation findet, in der Benommenheit von der nächsten Zukunft des ‚post-histoire‘“.

Es ist hier nicht der Ort, die weitgehende geschichtsphilosophische Konzeption Gehlens zu erörtern. Festzuhalten ist, daß Gehlen die Art der Malerei des 20. Jahrhundert entschieden vor den Hintergrund der Erfahrung artifizieller Lebenswelt gestellt hat. Die Bilder zeugen von der Wahrnehmung der sich ausbreitenden Konstruktionen, der neuen Materialitäten, ihren Oberflächen und ihrer Abnutzbarkeit jenseits aller Naturähnlichkeit. Dafür gab es noch keine rechte Sprache, wie sie die Bilder kannten, die eine absolute Wahrheit zur Darstellung brachten oder eine reale Welt zeigten. Auch für den Realismus der surrealistischen Malerei fehlte eine rechte Sprache. Gehlens *Zeit-Bilder* lenken die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Verfassung der Subjekte, ihre Sensibilisierung und wuchernde Psychisierung gleichsam als Korrelat artifizieller Lebenswelt, wie dies der Titel seines meist gelesenen Buchs von 1957 signalisiert: *Die Seele im technischen Zeitalter*. Auf die Leistung des Designs für die „Einregelung“ in die artifizielle Lebenswelt qua Ästhetik kommen wir am Ende dieses Kapitels zu sprechen.

KÜNSTLICHE RÄUME. Wenden wir uns nun einem Bereich zu, in dem die traditionelle Trennung von Kunst und Technik und die Trennung von Sozialwelt und Artefakten nicht durchgehalten werden konnte: die Expansion gebauter Umwelt. Wenn die Wahrnehmung der großen Stadt als prominenter Ausgangspunkt der Erfahrung artifizieller Lebenswelt gilt, so ist zunächst daran zu erinnern, daß vom einfachen Häuserbau angefangen sich Menschen immer schon eine aus der natürlichen Umgebung herausgesetzte, künstliche Sphäre geschaffen haben, in der eine Ordnung nach anderen Maßen als denen der Wildnis sichtbar gemacht ist. Dies wird in den frühen Städten deutlich, die nach geometrischen Ordnungsentwürfen, oftmals nach einem orthogonalen Straßenraster, erbaut wurden.<sup>86</sup> Der antike Städtebau kann als Abschluß der ersten technologischen Revolution auf der Basis der vorausgegangenen fundamentalen Technologien der Agrikultur, der Keramik und der Metallurgie begriffen werden.<sup>87</sup> Der Zusammenhang von Technik und Ästhe-

<sup>86</sup> Ferdinando Castagnoli, *Orthogonal Town Planning in Antiquity*, Cambridge (Mass.) 1971. Ich greife zurück auf Formulierungen aus Wolfgang Eßbach, „Die Gemeinschaft der Güter und die Soziologie der Artefakte“, in: *Ästhetik und Kommunikation* Heft 96/1997, S. 13-20.

<sup>87</sup> Vgl. Heinrich Popitz, *Der Aufbruch zur artifiziellen Gesellschaft. Zur Anthropologie der Technik*, Tübingen 1995.

tik ist für die Architektur und den Städtebau konstitutiv.<sup>88</sup> Die Stadt ist Hans Blumenberg zufolge „vor allem Abschirmung gegen alle Realitäten, die sie nicht selbst hervorbringt oder als bloße Materialien in sich hineinzieht. Im Schutz dieser Abschirmung ist sie der Inbegriff von Künstlichkeit.“<sup>89</sup> Die Stadt, in scharfem Kontrast zum Land, auf dem die Menschen an den Boden als ihr „natürliches Produktionsinstrument“ (Marx) gebunden sind, „verdrängt die Wirklichkeit dessen, wovon sie abhängig ist, läßt den parasitären Zug ihrer Existenz gegenüber einem weiten Umfeld von ‚Zulieferungen‘ im weitesten Sinn vergessen.“<sup>90</sup>

Wenn es zur Stadt gehört, die Abhängigkeit von der Reproduktionsbasis außerhalb zu vergessen, die eingesaugten Materialien in der Stadt anders erscheinen zu lassen, als sie es außerhalb ihrer Architektur waren, so bedeutet dies zugleich, die Wahrnehmung der Dinge grundlegend zu verändern. Die materielle Basis wird kontingent. Sie ist das Meer, über das das Schiff zu fahren hat. Wie denn auch die Griechen die Polis mit einem Schiff ohne Passagiere verglichen haben. Von allen Schiffsangehörigen, Steuermann und Matrosen, wurde erwartet, daß sie sich aktiv am Unternehmen beteiligen.<sup>91</sup> Für das Schiff auf der wogenden See gilt, daß alle Dinge, die man braucht mitgenommen werden müssen. Aber da die Stadt technisch kein Schiff ist, ereignet sich in ihr jene Kontingenz noch einmal als wirtschaftlicher Prozeß, als Fallen und Steigen der Werte, als Wellenlinie der Konjunktur.

Der Empirie der Stadt als gebauter Form folgend wird man an innere Stufung, Mehrstöckigkeit denken müssen. Technisch-architektonische und politische Bestimmungen müssen in ihren Korrespondenzen und Fügungen bedacht werden, damit artifiziell-politische Gemeinschaftsimaginationen realisiert werden können. So wird der politische Körper der antiken Stadt in symmetrische Teile verfaßt. (Vier Stämme mit je drei Phratrien von je 30 Clans zeitweise in Athen; drei Stämme, von je 30 Kurien von je 300 Gentes mit je 3.000 Haushalten zeitweise in Rom). Das Design des Körpers kann verändert; Neuverteilung und Neuanfang gefordert werden. Berühmt war die Praxis der Städtegründer, ihre neue Stadt als ein Asyl für Flüchtlinge zu entwerfen, mit denen das Spiel ohne eine belastende Vorgeschichte von vorne beginnen konnte.<sup>92</sup> Die Erinnerung an die antike Stadt hat mit dazu beigetragen, daß die Stadt als gebaute Form kollektiver Existenz in Europa zu einem Sehnsuchtsort der Emanzipation und Bürgerfreiheit wurde. In christlicher

88 Es verdient vermerkt zu werden, dass es in der DGS erst spät, nämlich 2004, zur Bildung einer eigenständigen Arbeitsgruppe „Architektursoziologie“ gekommen ist. Bernhard Schäfers, *Architektursoziologie. Grundlagen – Epochen – Themen*, Opladen 2003; Heike Delitz, *Gebaute Gesellschaft. Architektur als Medium des Sozialen*, Frankfurt a.M./New York 2010; dies., *Architektursoziologie*, Bielefeld 2009; *Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie*, hg. v. Heike Delitz u. Joachim Fischer, Bielefeld 2009; Silke Steets, *Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt. Eine Architektursoziologie*, Frankfurt a.M. 2015.

89 Hans Blumenberg, *Höhlenausgänge*, Frankfurt a.M. 1989, S. 76.

90 Ebd.

91 Christian Maier u. Paul Veyne, *Kannten die Griechen die Demokratie?*, Berlin 1988, S. 18.

92 Livius I, 7; Augustinus, *Über den Gottesstaat*, V. 15 hat dies als Vorbild für die himmlische Stadt genommen.

Sicht konnte man sich entweder auf das „Neue Jerusalem“ beziehen, wie es in der Johannesoffenbarung beschrieben ist (Offb. 21), oder aber auf Sodom und Gomorra als verruchten Orten der Sünde und der Laster, des Hochmuts und des Geizes, Orte, an denen die Gesetze der Gastfreundschaft mißachtet werden (Gen 18 u.19).

Die fundamentale Transformation, die die alte europäische Stadt im 19. Jahrhundert erfahren hat, war eine Folge der mit der Entfesselung der Marktwirtschaft einhergehenden Prozesse der Industrialisierung, der Migration und der Bevölkerungszunahme, die in den Städten verwahrloste Elendsviertel anwachsen ließen.<sup>93</sup> Im Zentrum der Wahrnehmung der größer werdenden Städte standen zuerst die soziale Frage und das Vordringen der Geldwirtschaft, d.h. die Erfahrungen der gesellschaftlichen Desintegration, der ungesellschaftlichen Gesellschaft. Diese Sicht findet sich literarisch gestaltet in Upton Sinlairs berühmten Roman *The Jungle*, in dem von der „Seele der Städte“ erzählt wird, „in denen Gerechtigkeit und Ehre, Frauenkörper und Männerseelen auf dem Markt feilgeboten werden, wo Menschen ringen, kämpfen, übereinander herfallen wie Wölfe in einer Grube“. In „dieses Gewirr der wilden Tiere waren die Menschen ohne ihre Einwilligung hineingeboren worden, sie hatten sich daran beteiligt, weil sie nicht anders konnten.“<sup>94</sup> Als „Hauptsitze des Geldverkehrs“ sind für Georg Simmel gerade Großstädte, „in denen die Käuflichkeit der Dinge sich in ganz anderem Umfange aufdrängt, als in kleineren Verhältnissen, auch die eigentlichen Stätten der Blasiertheit.“<sup>95</sup> Es sind die „rasch wechselnden und in ihren Gegensätzen eng zusammengedrängten Nervenreize“, die zur „Abstumpfung gegen die Unterschiede der Dinge, nicht in dem Sinne, daß sie nicht wahrgenommen würden, (...) sondern so, daß die Bedeutung und der Wert der Unterschiede der Dinge und damit der Dinge selbst als nichtig empfunden wird.“<sup>96</sup> Bei diesen Wahrnehmungen der Großstadt ist die gebaute Umwelt freilich nur die Kulisse für die Dramen des Sozialen, die sich in entfesselter Marktwirtschaft abspielen.

DIE KRANKE STADT. In diesen Typus der Wahrnehmung der Großstadt hat sich im 19. Jahrhundert das Thema der Pathologien erzeugenden Künstlichkeit der Groß-

93 Zur Urbanisierung siehe besonders: Hans Paul Bahrtdt, *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau* [1961], hg. v. Ulfert Herlyn, Opladen 1998; Jürgen Reulecke, *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*, Frankfurt a.M. 1985; Clemens Zimmermann, *Die Zeit der Metropolen. Urbanisierung und Großstadtentwicklung*, Frankfurt a.M. 1996; Friedrich Lenger, *Stadt-Geschichten: Deutschland, Europa und die USA seit 1800*, Frankfurt a.M. 2009. Zu aktuellen Entwicklungen siehe: *Städte im Globalisierungsdiskurs*, hg. v. Helmut Berking u. Richard Faber, Würzburg 2002.

94 Upton Sinclair, *Der Sumpf* [1906], Berlin 1924, S. 133.

95 Georg Simmel, „Die Großstädte und das Geistesleben“, in: *GSG*, Bd. 7, hg. v. Rüdiger Kramme, Frankfurt a.M. 1995, S. 116-131, hier S. 122.

96 Ebd., S. 121.

stadt gemischt.<sup>97</sup> Das krankmachende Anorganische der Stadt wurde gegen das gesunde Organische des ländlichen Raumes gestellt.<sup>98</sup> Oswald Spengler hat in seiner „Morphologie der Weltgeschichte“ den Zyklus der Kulturen als eine organische Entwicklung von jugendlicher Frische zu greisenhafter Erstarrung beschrieben. Der Mensch als „schweifendes Tier“ wird sesshafter Pflanze. „Aber damit wird man selbst zur Pflanze, nämlich Bauer“.<sup>99</sup> Mit dem Städtebau beginnt die Höherentwicklung der Kulturen in staatlichen Formen. Sie erreichen bei Spengler ihre Gipfel, zum Beispiel in der attischen Demokratie des Perikles oder im Staatensystem des 17. und 18. Jahrhunderts. Dann geht es bergab: „Der Steinkoloß ‚Weltstadt‘ steht am Ende des Lebenslaufs einer jeden großen Kultur. Der vom Lande seelisch gestaltete Kulturmensch wird von seiner eigenen Schöpfung, der Stadt, in Besitz genommen, besessen, zu ihrem Geschöpf, ihrem ausführenden Organ, endlich zum Opfer gemacht.“<sup>100</sup> Vergleichbare Stimmungen evozieren Rainer Maria Rilkes Zeilen:

„Die großen Städte sind nicht wahr; sie täuschen  
den Tag, die Nacht, die Tiere und das Kind;  
ihr Schweigen lügt, sie lügen mit Geräuschen  
und mit den Dingen, welche willig sind.  
Nichts von dem weiten wirklichen Geschehen,  
das sich um dich, du Werdender, bewegt,  
geschieht in ihnen. Deiner Winde Wehen  
fällt in die Gassen, die es anders drehen,  
ihr Rauschen wird im Hin- und Wiedergehen  
verwirrt, gereizt und aufgeregt.  
Sie kommen auch zu Beeten und Alleen –.“<sup>101</sup>

Als Reaktion auf die schwer erträgliche Situation der „kranken Stadt“ entstehen um 1900 Ideen, das Bauen selbst als eine sozialorganisatorische Praxis zu begreifen. Damit rückt das Artifizielle auf eine andere Weise in den Mittelpunkt. Große Aufmerksamkeit erregte 1898 Ebenezer Howard mit seiner Schrift *To-morrow. A Peaceful Path to Real Reform*, der er 1902 den Titel *Garden Cities of To-morrow* gab. Er plädierte für eine radikale Abkehr von der großstädtischen Lebensweise, und zwar

97 Die langen Linien dieses Diskurses zeigt auf: Steffen Krämer, „Entartung und Urbanität. Krankheits- und Verfallsmetaphorik als Großstadtkritik im 19. und 20. Jahrhundert“, in: *Forum Stadt* 39(3)/2012, S. 225-254.

98 Klaus Bergmann, *Agrarromantik und Großstadtfeindschaft*, Meisenheim am Glan 1970; Elisabeth Pfeil, *Großstadtforschung. Entwicklung und gegenwärtiger Stand*, Hannover 1972, S. 10-25; Einflußreich wurden: Jane Jacobs, *Tod und Leben großer amerikanischer Städte*, Berlin 1963; Alexander Mitscherlich, *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*, Frankfurt a.M. 1965. Zur Kritik der Großstadtkritik siehe Bahrdt 1998, S. 57-80.

99 Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte* [1923], München 1972, S. 660.

100 Ebd., S. 673.

101 Rainer Maria Rilke, „Das Buch von der Armut und vom Tode“, in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1955, S. 341-366, hier S. 352.



nicht durch eine Stadtflucht aufs Land, sondern durch die Planung und Verwirklichung einer Siedlungsform, die nicht mehr zwischen urbaner Welt und einem ländlichen Umland unterscheidet: „Stadt und Land müssen sich vermählen, und aus dieser erfreulichen Vereinigung werden neue Hoffnung, neues Leben und neue Kultur entstehen.“<sup>102</sup> Die politische Unterscheidung von modernen und antimodernen Konzepten der Gartenstadtbewegung, die oft bemüht wird, trifft nicht den Kern der Sache.<sup>103</sup> Entscheidend ist die Zielrichtung einer Aufhebung der Natur-Kultur-Differenz zugunsten eines homogenen Feldes des Naturales einschließenden Artifizialen.

Dies findet man bei einer ganzen Reihe von Architekten, die sich nach dem Ersten Weltkrieg sich Gedanken über ein neues Bauen machen. So zum Beispiel bei Bruno Taut in einem Band mit dem programmatischen Titel *Die Auflösung der Städte oder Die Erde eine gute Wohnung*.<sup>104</sup> Die Aufhebung der Natur-Kultur-Differenz ist jedoch schwer zu konzeptionalisieren. Dies zeigen Formulierungen des Architekten Hans Luckardt, der einer der Teilnehmer an der von Bruno Taut im Dezember 1919 initiierten *Gläsernen Kette* war, einer korrespondierenden Gemeinschaft radikaler Architekten und Künstler, die sich in der Zeit fehlender Aufträge über neue Ideen für Bauten austauschten. Luckardt, interveniert in die mit Decknamen geführte Auseinandersetzung zwischen Bruno Taut und Hermann Finsterlin: „Freund Glas (d. i. Bruno Taut W.E.) warnt vor Naturformen. Freund Prometh (d. i. Hermann Finsterlin W.E.) antwortet, Glas mache selbst Naturformen. Mir scheint, daß beide Recht haben. Mit einer Einschränkung streben wir alle Naturformen an. Das Wesentliche ist dabei, ist daß die Formen nicht der Natur als Landschaft nachgebildet sein dürfen, sondern ihr wesensgleich sein müssen. Die Architektur darf nicht Natur nachahmen, sondern muß selbst Natur sein.“<sup>105</sup> Die

102 Ebenezer Howard, *Gartenstädte in Sicht*, Jena 1907, S. 13. Zum folgenden siehe Werner Durth, „Städtebau und Weltanschauung“, in: *Aufbau West – Aufbau Ost. Buch zur Ausstellung des Deutschen Historischen Museums*, hg. v. Rosemarie Beier, Berlin 1997, S. 25-49; breit kontextualisiert: Werner Durth u. Niels Gutschow, *Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940-1950*, Bd. 1, München 1993, S. 161-219.

103 Kristina Hartmann, *Deutsche Gartenstadtbewegung. Kulturpolitik und Gesellschaftsreform*, München 1976. Eine theoriegeleitete Studie zur Gartenstadt Hellerau findet sich bei Delitz 2010, S. 222-234.

104 Bruno Taut, *Die Auflösung der Städte oder Die Erde eine gute Wohnung oder Der Weg zur Alpinen Architektur*, Hagen 1920. Zu den langen Linien der Debatten um Dezentralisierung vgl. Tilman Harlander, „Zentralität und Dezentralisierung. Großstadtentwicklung und städtebauliche Leitbilder im 20. Jahrhundert“, in: *Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert*, hg. v. Clemens Zimmermann, Stuttgart 2006, S. 23-40; Klaus Tenfelde, „Die Welt als Stadt? Zur Entwicklung des Stadt-Land-Gegensatzes im 20. Jahrhundert“, in: ders. u. Friedrich Lenger (Hg.), *Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung – Entwicklung – Erosion*, Köln u.a. 2006, S. 233-264.

105 Hans Luckhardt, Brief vom 30. März 1920, in: *Die Briefe der gläsernen Kette*, hg. v. Iain Boyd Whyte u. Romana Schneider, Berlin 1986, S. 81. Nach Art der Logen waren Briefe

begriffliche Unsicherheit verweist auf eine grundlegende Problematik der Verabschiedung der Auffassung des Artifizialen als einer Nachahmung der Natur.

Mit Verweis auf Aristoteles' Vorstellung, daß Architekten die Häuser so zu bauen hätten, „wie die *physis* oder die Natur sie errichten würde, wenn sie Häuser wachsen ließe“ hat Peter Sloterdijk in seiner Erwiderung anlässlich der Verleihung des BDA-Preis für Architekturkritik 2009 die These vertreten, daß diese Formulierung „die Verlegenheit der ganzen alteuropäischen, philosophischen und umgangssprachlichen Grammatik angesichts des Künstlichen zum Ausdruck bringt.“<sup>106</sup> Der Aristotelischen Vorstellung folgend, sei man in Europa „immer gezwungen, das Künstliche beim Natürlichen zurückzuversichern, weil wir von der griechischen Philosophie her die Einteilung des Seienden in die Dinge geerbt hatten, die *physei* existieren also gemäß der Natur und solcher Dinge, die *thesei* existieren aufgrund von menschlicher Setzung.“ Ergänzend greift Sloterdijk auf die spätscholastische Spaltung des Naturbegriffs zwischen einer *natura naturata*, als einer sichtbaren Natur fertiger Erscheinungen und einer *natura naturans*, als der unsichtbaren „Matrix aller künftigen Erzeugungen“ zurück. Auf die Architektur bezogen nennt Sloterdijk vier „Quellbereiche der Baukraft“ für das noch zu Bauende: Dach, Feuerstelle, Nachtlager und Totenhaus, gleichsam als anthropologische Bedürfnisse der Beherbergung.

Die moderne Architektur des 20. Jahrhunderts habe nun die von Aristoteles herrührende „Analogie mit der Pflanze aufgekündigt.“ Daher habe man dieses Jahrhundert „auch als ein Jahrhundert der Ingenieursintelligenz und der Säkularisation des Hauses erlebt.“ Säkularisation meint hier den Verzicht auf eine Rückversicherung beim Natürlichen, die das Verständnis des Künstlichen getragen hat. „Man hat versucht, spukfreie Häuser zu erzeugen. Und man hat versucht, den zölibatären Raum zu erfinden, eine reine Wohnfläche, sozusagen den Quadratmeter ohne Eigenschaften. Das ist eine Utopie, die das moderne Bauen von all diesen mitgetragenen Organomorphismen abspaltet, ohne die sich bis dahin die Geschichte menschlicher Bautätigkeit nicht hätte denken lassen.“<sup>107</sup> Diese Utopie ist in vielen Städten des 20. Jahrhunderts zu besichtigen.

DAS GEFÜGE DER FUNKTIONEN. Man findet sie schon früh bei Tony Garnier, dessen Vision der neuen Stadt von 1904 stilbildend für die funktionalistische Betrachtungsweise städtischen Bauens wurde. Begrenzt auf 35 000 Einwohner und auf der Grundlage der Vergesellschaftung des Bodens, sind in seiner als ein neues Lyon entworfenen idealen „Industriestadt“ Wohnen, Erholungsbereiche, Arbeitsstätten,

---

und Entwürfe mit Decknamen unterzeichnet. Zu den Bekannteren Mitgliedern gehörten: Paul Goesch, Walter Gropius, Wenzel Hablik, Hans Hansen, Carl Krayl und Hans Scharoun.

106 Peter Sloterdijk, „Erwiderung“, 20. Juni 2009, online: <https://www.yumpu.com/de/document/view/21616226/erwiderung-prof-dr-peter-sloterdijk-wien-bund-deutscher-> (letzter Zugriff: 14.08.2017). Nicht allen, die sich mit Architektur befassen ist aufgegangen, daß Sloterdijks in seinem mehrbändigen Werk *Sphären* eine beeindruckende Architekturphilosophie entwickelt hat. Peter Sloterdijk, *Sphären*, 3 Bde., Frankfurt a.M. 1998-2004.

107 Sloterdijk 2009 (unpag.).

Hochöfen und eine Schiffswerft funktional in Zonen aufgeteilt und mit einander verbunden.<sup>108</sup> Tony Garniers Idealstadt ist als eine funktionelle Einheit konzipiert. Als Zentrum der Stadt kann der Bahnhof gelten, dessen Uhrenturm die übrigen Gebäude überragt. Es handelt sich um ein Zentrum, das zugleich die Stadt verkehrsmäßig in den weiten Raum öffnet, ein Zentrum, das selbst wieder funktional für den größeren Raum ist.

Ob Städte ein Zentrum haben sollen und wie die Öffnung eines solchen Zentrums in einen weiteren Raum gestaltet werden soll, gehört zu den wiederkehrenden Problemen der Philosophien der Stadt. Die Öffnung des Zentrums, die Bruno Taut in seiner Schrift *Die Stadtkrone* geplant hat, folgt nicht einer horizontalen, sondern einer vertikalen Richtung.<sup>109</sup> Wenn die Natur-Stadt-Differenz tendenziell eingeebnet wird und beim Bauen die Rückversicherung beim Natürlichen wegfällt, ist der Neutralität der Funktionen zu entkommen, wenn das Zentrum eine Stadtbekrönung sakraler Art erhält. Tauts Entwurf dafür unterscheidet sich freilich von den alten Stadtbekrönungen, für die er als Beispiel den Mont-Saint-Michel, Adrianopel mit der Selim-Moschee, Augsburg mit der Ulrichskirche, Athen mit der Akropolis und andere nennt. Der *kunstreligiös* gefärbte sakrale Charakter seiner Stadtbekrönung ist deutlich erkennbar. Tauts Stadtkrone ist „das Kristallhaus, das aus Glas errichtet ist, dem Baustoff, der Materie und doch mehr als gewöhnliche Materie in seinem schimmernden, transparenten, reflektierenden Wesen bedeutet.“<sup>110</sup> Über die kreuzförmig angeordneten Gebäude für Bildung, Feste, Kunst und Musik ragt das Kristallhaus: „Die ganze freie vom Bann der Realistik erlöste Formenwelt, das, was in Wellen, Wolken, Bergen, allen Elementen und Lebewesen die Seele des Künstlers weit über das bisherige Figurenhafte und Naturgemäße hinausführt, steht auf und glänzt und schimmert in allen Farben und Materialien, Metallen, edlen Steinen und Glas an allen Stellen des Raumes, wo das Spiel von Licht und Schatten dazu herausfordert. Nicht glatt und wandhaft ist dieser Raum, sondern von der Harmonie einer reichen vollendeten Gliederung. Von seinen Emporen erklingt die große Musik akustisch ungestört eine Musik, die, dem Häuslichen ebenso fern wie die bildende Kunst, nur dem Höchsten dient.“<sup>111</sup> Es ist dies eine Lösung, der Einebnung der Natur-Stadt-Differenz mit der Resakralisierung eines Zentrums zu begegnen.

In den Vorschlägen der berühmten *Charta von Athen*, die, angeregt durch Le Corbusier, 1933 auf dem *Congrès International d'Architecture Moderne* (CIAM), verabschiedet wurde, fehlt eine derartige Stadtbekrönung. Die Grundrisse der zu bauenden Städte sollten Funktionsgebiete für Wohnen, Arbeiten und Erholung

108 Tony Garnier, *Die ideale Industriestadt. Eine städtebauliche Studie*, deutsche Ausgabe mit einem Vorw. v. Julius Posener, Tübingen 1989.

109 Bruno Taut, *Die Stadtkrone* [1919], Berlin 2002, S. 62ff. Siehe dazu Hans-Georg Lippert, „Eine Insel Utopia inmitten der kapitalistischen Welt“. Stadtzentrumplanungen für Freital (Sachsen) in den 1920er Jahren“, in: *Transzendenz und die Konstruktion von Ordnungen*, hg. v. Hans Vorländer, Berlin 2013, S. 45-65.

110 Taut 2002, S. 67.

111 Ebd., S. 68f.

ausweisen, die durch weitläufiges Distanzgrün getrennt und durch Verkehrsachsen miteinander verbunden werden sollten. Mehr nicht.<sup>112</sup> Dieser Idee folgten über Jahrzehnte Städtebauer in vielen Ländern. Zurecht bemerkt Michael Makropoulos: In der modernen Architektur ging es „um die adäquate Form einer durchgreifend technisierten und strukturell dynamisierten Optimierungskultur, deren paradigmatisches pars pro toto die ‚funktionelle Stadt‘ sein sollte.“<sup>113</sup>

Dies galt auch in totalitären Systemen. Für den italienischen Faschismus war das Planungsdenken ein „Wesensbestandteil faschistischer Politik“.<sup>114</sup> Dabei nahm er das Grundmotiv der Gartenstadtbewegung, die radikale Abkehr von der bisherigen großstädtischen Lebensweise auf. Mussolini teilte die Vorstellung von der kranken Großstadt und praktizierte Ende der 1920er Jahre eine Politik der Zuzugsbeschränkungen für Großstädte, der Umsiedlungen aus überbevölkerten Gebieten und der Errichtung von kleinen Mustersiedlungen in öden Gebieten.<sup>115</sup> Vorzeigeobjekt wurde die Errichtung von fünf neuen Landstädten auf dem *Pontinischen Acker*, ein sumpfiges Gelände, das trockenulegen, sich schon die Römer vergeblich bemüht hatten.<sup>116</sup> Nationalsozialismus und italienischer Faschismus standen nach Patrick Bernhard „in Fragen der Stadterneuerung in einem regelrechten Überbietungswettbewerb zueinander, der die zunehmende Radikalisierung der beiden Regime erklären hilft.“<sup>117</sup>

Die Konzepte faschistischer und nationalsozialistischer Stadtplanung, die Grundmotiven der der Gartenstadtbewegung folgen, haben das Ende der politischen Re-

112 Siehe dazu: Thilo Hilpert, *Die funktionelle Stadt. LeCorbusiers Stadtvision. Bedingungen, Motive, Hintergründe*, Braunschweig 1978. Ergiebig ist der monumentale Band „Le Corbusier Le Grand“. Mit Texten von Jean-Louis Cohen und Tim Benton, Berlin 2008. Zu den Sympathien LeCorbusiers zu Mussolini und Hitler siehe Nicholas Fox Weber, *LeCorbusier. A Life*, New York: Alfred A. Knopf, 2009. Prägend wurde auch Ludwig Hilberseimers Ideen für die Hochhausstadt und die konsequente Penetration von Landschaft und Siedlung. Ludwig Hilberseimer, *Großstadtarchitektur*, Stuttgart 1927; ders., *The New City*, Chicago 1944.

113 Makropoulos 2008, S. 62. Einen umfassenden Überblick gibt Thilo Hilpert, *Century of Modernity: Architektur und Städtebau Essays und Texte*, Wiesbaden 2015.

114 So bezeichnet Alberto Calza Bini die Landesplanung, zit. n. Patrick Bernhard, „Metropolen auf Achse. Städtebau und Großstadtgesellschaften Roms und Berlins im faschistischen Bündnis 1936-1943“, in: *Berlin im Nationalsozialismus. Politik und Gesellschaft 1933-1945*, hg. v. Rüdiger Hachtmann / Thomas Schaarschmidt u. Winfried Süß, Göttingen 2011, S. 132-157, hier S. 138; siehe auch *Städtebau für Mussolini. Auf der Suche nach der neuen Stadt im faschistischen Italien*, hg. v. Harald Bodenschatz u. Daniela Spiegel, Berlin 2011; deutsche und schwedische Architekturdiskurse vergleicht David Kuchenbuch, *Geordnete Gemeinschaft. Architekten als Sozialingenieure – Deutschland und Schweden im 20. Jahrhundert*. Bielefeld 2010.

115 Bernhard 2011, S. 134ff.

116 Ebd., S. 134 u. 140; Jens Flemming, „Geschaute Zukunft. Italien und Palästina als Reiseziele deutscher Intellektueller nach dem Ersten Weltkrieg“, in: *Literatur und Leben. Anthropologische Aspekte in der Kultur der Moderne*, hg. v. Günter Helmes u.a., Tübingen 2002, S. 199-212.

117 Bernhard 2011, S. 133.

gime überdauert. Hans Bernhard Reichow charakterisierte 1941 für die neuen Städte in den eroberten Ostgebieten seine Idee der Stadtlandschaft mit den Worten: „Die Stadtlandschaft stellt, wie schon angedeutet, keine neue Idealstadt formaler Art dar, sondern ist zunächst eine abstrakte Organisationsidee im Dienste der ‚Lebenseinheit‘ auf der Grundlage einer neuen weltanschaulichen und politischen Ausrichtung“.<sup>118</sup> Sein Lehrbuch *Organische Stadtbaukunst. Von der Großstadt zur Stadtlandschaft* von 1948 wurde, wie Werner Durth bemerkt, mit einigen verbalen Retuschen zum „ersten grundlegenden Lehrbuch des Städtebaus, das nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Deutschland erscheint“<sup>119</sup> Dabei sind sich Intellektuelle bis in unsere Gegenwart unsicher, worin denn das Faschistische einer Art zu Bauen besteht. Wie rasch der Verdacht einer Wiederkehr faschistischer Architektur aufkeimen kann, zeigen die heftigen Debatten z.B. um Giorgio Grassis Entwurf für die Agorastraße, eines Studentenheims im italienischen Chieti in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts.<sup>120</sup>

Die Funktionalisierbarkeit „abstrakter Organisationsideen im Dienste der ‚Lebenseinheit‘“ für verschiedene weltanschauliche und politische Ausrichtungen ist im 20. Jahrhundert ein kurrentes Phänomen. Sie ist konstitutiv für die Erfahrung artifizieller Lebenswelt. Auch der Typus von auf neuem Grund errichteten ‚Retortenstädte‘ ist im 20. Jahrhundert weit verbreitet, wie Robert Hugh Kargon, Arthur P. Modella anhand von Beispielen in den USA, England und der UDSSR bis zum japanischen Tsukuba und dem kalifornischen Silicon Valley zeigen konnten.<sup>121</sup> Es ist absehbar: Der Umbau der architektonischen Gestalt artifizieller Lebenswelt geht weiter. Nach dem Überdruß am Internationalen Stil, dessen als gleichförmig empfundene Bauten sich in der ganzen Welt verbreitet haben, nach der Öffnung des Bauens für die freie Auswahl aus Stilelementen vergangener Zeiten in der postmodernen Architektur, nach der leidenschaftlichen Rekonstruktion der europäischen Stadt und der Relokalisierung der Architektur im sogenannten kritischen Regionalismus setzt eine dekonstruktive Architektur von „latent utopias“ die Bewohner in Erstaunen.<sup>122</sup>

118 Hans Bernhard Reichow, „Grundsätzliches zum Städtebau im Altreich und im neuen deutschen Osten“, in: *Raumforschung und Raumordnung* 5/1941, S. 225-230, hier S. 229.

119 Hans Bernhard Reichow, *Organische Stadtbaukunst. Von der Großstadt zur Stadtlandschaft*, Braunschweig, 1948. Werner Durth, *Städtebau und Weltanschauung*, Berlin 1967, S. 40. Siehe dazu auch ders., *Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900-1970*, München 1992. Später erschien: Hans Bernhard Reichow, *Die autogerechte Stadt. Ein Weg aus dem Verkehrs-Chaos*, Ravensburg 1959.

120 Siehe dazu den Beitrag von Magnago Lampugnani, „Eine neue faschistische Architektur? Eine Tendenz im Bauen bricht mit den formalen Tabus der Machtdarstellung“, in: *DIE ZEIT* Nr. 49 vom 1. Dezember 1978, S. 52.

121 Robert Hugh Kargon u. Arthur P. Modella, *Invented Edens. Techno-Cities of the Twentieth Century*, Cambridge (Mass.) 2008.

122 *Latent Utopias. Experiments within Contemporary Architecture*, hg. v. Zaha Hadid u. Patrik Schumacher, Wien/New York 2002; siehe dazu Delitz 2010, S. 301-315. Zur Entwicklung seit den 60er Jahren siehe auch Werner Durth, „Die postmoderne Architektur und die Wie-

DIE INFRASTRUKTURIERUNG DES BODENS. Dem Basiskonzept der Stadtlandschaft haben die Wandlungen der Stile des Häuserbaus keinen Abbruch getan. Der Umfang der Bodenfläche, die für die Ausweitung der architektonischen Gestalt artifizieller Lebenswelt verbraucht wird, steigt kontinuierlich. 2007 stellen Juliane Jörissen und Reinhard Coenen fest, daß sich in Deutschland die Siedlungs- und Verkehrsfläche in den letzten 50 Jahren fast verdoppelt hat, und dies obwohl die Bevölkerung nur um rund 30 % und die Zahl der Erwerbstätigen lediglich um 10 % zugenommen hat.<sup>123</sup> Nicht allein das Wachstum der Städte, sondern gerade die Aufhebung der Grenze zwischen Stadt und Landschaft steigert den Flächenverbrauch. Das Prinzip funktionaler Trennung von Wohnen, Arbeiten und Kommunizieren erfordert in der Stadt und erst recht in Stadtlandschaften mehr Verkehr. Zum oft beschriebenen Gewühl in den Straßen in der großen Stadt hatte Le Corbusier geschrieben: „Das Problem ergibt sich, weil es unmöglich ist, die natürlichen Geschwindigkeiten – die des Menschen oder des Pferdes – in Einklang zu bringen mit den mechanischen Geschwindigkeiten – denen des Autos, der Straßenbahn, des Lastwagens oder des Autobus. Ihre Vermischung ist die Quelle von Tausenden von Reibereien.“<sup>124</sup> In den Städten behalf man sich bekanntlich mit Umgehungsstraßen, Untertunnelungen, verkehrsberuhigten Wohnvierteln, Fußgängerzonen und anderen Techniken der Zivilisierung des Autos.<sup>125</sup>

Ein Wandel in der Erfahrung des Straßenverkehrs trat ein, als für die Durchquerung der Landschaft die mehrspurige Autobahn gebaut wurde. Vorreiter war das faschistische Italien mit einem Teilstück der 1924 eröffneten *Autostrada dei Laghi*.<sup>126</sup> Die Pläne für die deutsche Reichsautobahn lagen vor Hitlers Machergreifung vor. Michael Makropoulos hat die drei „mythisch gewordenen Vorstellungen von der Autobahn“ korrigiert: „Die ‚Straßen des Führers‘ waren keine Erfindung Adolf Hitlers, ihre arbeitsmarktpolitische Bedeutung war gering, ihre militärische praktisch nicht vorhanden.“<sup>127</sup> Wichtig wurde die Ermöglichung einer neuartigen tech-

---

derentdeckung der Stadt“, in: *Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945-1990. Ein Handbuch*, Bd. 2: 1968-1990, hg. v. Detlef Junker u.a., Stuttgart/München 2001, S. 580-590. Vgl. auch die Fallstudie *Der Gehry-Effekt. Eine architektursoziologische Studie über das Marta Herford*, hg. v. Martin Ludwig Hofmann u. Katharina König, München 2011. Zur Relokalisierung siehe *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*, hg. v. Helmut Berking u. Martina Löw, Frankfurt a.M. 2008.

123 Juliane Jörissen u. Reinhard Coenen, *Sparsame und schonende Flächennutzung. Entwicklung und Steuerbarkeit des Flächenverbrauchs*, Berlin 2007, S. 37.

124 Le Corbusier, *An die Studenten. Die ‚Charte d’Athènes‘*, mit einem Vorw. v. Jean Giraudoux, Reinbek 1962, S. 103.

125 Erhellend dazu: Stefan Höhne, *New York City Subway: Die Erfindung des urbanen Passagiers*, Köln/Weimar/Wien 2017.

126 Frank Becker, „Autobahnen, Auto-Mobilität. Die USA, Italien und Deutschland im Vergleich“, in: *Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918-1939* (= Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 21), hg. v. Wolfgang Hardtwig, Göttingen 2005, S. 23-59, hier S. 28-38.

127 Michael Makropoulos, „Die infrastrukturelle Konstruktion der ‚Volksgemeinschaft‘. Aspekte des Autobahnbaus im nationalsozialistischen Deutschland“, in: *Vernunft – Entwick-*

nisch gestützten Landschaftserfahrung, die filmästhetische Qualitäten aufwies: „Hangführung der Kurven, Brückentrassierung auf Blickpunkte hin, ‚Schlängelung‘ der Trasse durch den Wald, damit man von diesem umschlossen wird, während man ihn durchfährt und nicht zuletzt die lückenlose Landschaftsgestaltung bis in Details der Böschungsbepflanzung sollten zu einem ‚Gesamteindruck von eindringlicher Wirklichkeit‘ führen“.<sup>128</sup> Nicht die gerade Linie, sondern die „edeleste Verbindung zweier Punkte“ war das Ziel der weltanschaulich orientierten Technik.<sup>129</sup>

Die Zirkulation des Verkehrs in der Stadt, die Technisierung der Erdoberfläche, die mit dem Eisenbahnbau im 19. Jahrhundert einsetzte, und der Luftverkehr stellen die drei paradigmatischen Modelle dar, die Bewegung im Raum zu ordnen.<sup>130</sup> Über die Stadt ausgreifend steht gerade der Eisenbahnbau exemplarisch für sogenannte große technische Systeme. Es handelt sich um kostenintensive, netzartige Substrate. Sie sind langlebig, weitgehend irreversibel, nicht stückelbar und determinieren den weiteren Ausbau.<sup>131</sup> Oftmals lehnen sich technisch differente infrastrukturelle Systeme aneinander an, wie z.B. früh schon Telegraphenleitungen an Eisenbahnstrecken, so wie auch in der Stadt Versorgungsleitungen dem Straßenverlauf folgen, es kommt zu Aufpfropfungen und zu strukturellen Koppelungen.<sup>132</sup>

Manche Autoren beschreiben Infrastrukturen als sozio-technische Medien, die bodengebunden oder drahtlos, unterirdisch oder über Oberflächen Vernetzungen

---

lung – Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne, hg. v. Ulrich Bröckling / Axel T. Paul u. Stefan Kaufmann, München 2004, S. 185-203, hier S. 187.

128 Ebd. S. 196

129 So der Nationalsozialist Emil Maier-Dorn, zit. n. ebd.

130 Thomas Waitz hat dazu für Kreisverkehr, Flughafen und Peripherie exemplarische literarische und künstlerische Manifestationen untersucht: Thomas Waitz, *Bilder des Verkehrs. Repräsentationspolitiken der Gegenwart*, Bielefeld 2014. Daß Infrastrukturen nicht nur Organisationsmodi darstellen, sondern auch das materielle Fundament kultureller Konstellationen bilden, zeigt Wiebke Porombka, *Medialität urbaner Infrastrukturen. Der öffentliche Nahverkehr, 1870-1933*, Bielefeld 2013; siehe auch Anette Schlimm, „Handeln im Angesicht der Krise. Zukunftswissen und Expertise deutscher Verkehrswissenschaftler in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“, in: *Zukunftswissen. Prognosen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft seit 1900*, hg. v. Heinrich Hartmann u. Jakob Vogel, Frankfurt a.M. 2010, S. 175-194; dies., *Ordnungen des Verkehrs. Arbeit an der Moderne – deutsche und britische Verkehrsexpertise im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2011. Zu Sicherheitstechnologien an Flughäfen: Jörg Potthast, *Die Bodenhaftung der Netzwerkgesellschaft. Eine Ethnografie von Pannen an Großflughäfen*. Bielefeld 2007.

131 Hans-Peter Ekhardt, „Unter-Gestell. Die bautechnischen Fundamente großer technischer Systeme“, in: *Technik ohne Grenzen*, hg. v. Ingo Braun u. Bernward Joerges, Frankfurt a.M. 1994, S. 166-211, hier S. 167.

132 Grundlegend sind die Arbeiten von Thomas P. Hughes, *Networks of Power: Electrification in Western Society, 1880-1930*, Baltimore 1983; ders. u. Renate Mayntz (Hg.), *The Development of Large Technical Systems*, Frankfurt a.M. 1988. Zur Wasserversorgung: Günter Bayerl, „Konsum, Komfort und Netzwerke. Die Versorgung mit Wasser“, in: *Luxus und Konsum – eine historische Annäherung*, hg. v. Reinhold Reith u. Torsten Meyer, Münster 2003, S. 129-158. Zum Begriff der Infrastruktur: Dirk van Laak, *Imperiale Infrastruktur. Deutsche*

und Erreichbarkeiten bereitstellen. Johannes Roskothen hat auf die prägende Kraft erstmaliger Erfahrungen mit derartigen Medien hingewiesen. In die Bilder erster Begegnungen mit derartigen Artifizierungen der Lebenswelt, werden spätere Erfahrungen eingebaut. „Medientypologisch ist der lange Weg von den Anfängen der Transporttechnologie zum interaktiven TV weit weniger einschneidend als die *erstmalige* Adaption der industrialisierten Benutzeroberflächen am Beginn des Eisenbahnzeitalters bzw. der Erstbegegnung mit den zirkulierenden Metropolen der zwanziger Jahre. Insbesondere in der Zwischenkriegszeit erfolgte eine Gewöhnung an abstrakte Oberflächen, die an die Stelle körperlicher Hochleistung die Konditionierung der Nerven und Sinne erforderten. Das aktuelle Paradigma der digitalen Informationsflüsse radikalisiert diese Konditionierungen. Zu konstatieren ist die Vermehrung der Benutzeroberflächen.“<sup>133</sup> Die Analogie von Erdboden und Benutzeroberfläche verweist schließlich auf eine Transformation der Landschaften selbst.<sup>134</sup>

Sie sind nicht mehr geprägt von relativ kleinräumigen lokalen Einheiten mit regionalen Stilen und Traditionen, vielmehr kann der Eindruck entstehen, daß im Stadt-Land-Kontinuum eine Vielzahl nicht ortsspezifischer Ausdrucksformen dominieren.<sup>135</sup> Es kommt zu weniger lokalen Verfestigungen von Stilen, dafür eher zur Abflachung ästhetischer Unterschiede älterer Gewohnheit. Wo der kulturelle und der ökologische Gegensatz von Stadt und Land aufgehoben wird, ist etwas Neues entstanden, das zu benennen verschiedene Termini in Gebrauch sind: Thomas Sieverts spricht von „Zwischenstadt“<sup>136</sup>, Rolf P. Sieferle von „totaler Landschaft“<sup>137</sup>, John Brinckerhoff Jacksons von „Landschaft Drei“<sup>138</sup>. Andere sprechen von *Urban Sprawl*, Landschaftsstadt, Stadt-Landschaft, verstädterte Landschaft, verlandschaftete Stadt oder hybride Landschaft.<sup>139</sup>

---

*Planungen für die Erschließung Afrikas 1880-1960*, Paderborn 2004, S. 15-34. sowie die Beiträge in: *Technik ohne Grenzen*, hg. v. Ingo Braun u. Bernward Joerges, Frankfurt a.M. 1994.

133 Johannes Roskothen, *Verkehr. Zu einer poetischen Theorie der Moderne*, München 2003, S. 325.

134 Grundlegend zum Landschaftsbegriff und zur Transformation von Landschaft am historischen Beispiel des amerikanischen Grid-Systems: Stefan Kaufmann, *Soziologie der Landschaft*, Wiesbaden 2005; ders. (Hg.), *Ordnungen der Landschaft. Natur und Raum technisch und symbolisch entwerfen*, Würzburg 2002. Bemerkenswert ist die Konjunktur von Komposita wie zum Beispiel: Clublandschaft, Medienlandschaft, Parteienlandschaft, Unternehmenslandschaft, Vereinslandschaft, Wertelandschaft, Wohnlandschaft.

135 Jan Dieterle, „Zwischen Totaler Landschaft und Stadt-Land Gegensatz“, in: *Aufhebungen. Urbane Landschaftsarchitektur als Aufgabe. Eine Anthologie für Jürgen Wenzel*, hg. v. Sören Schöbel, Berlin 2004, S. 224-231, hier S. 227.

136 Thomas Sieverts, *Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*, Braunschweig 1997.

137 Rolf Peter Sieferle, „Die totale Landschaft. Total landscape“, in: *Topos* 47/2004, S. 6-13.

138 Vgl. Martin Prominski, „Landüberschuss-Perspektiven für die Kulturlandschaft“, in: *Topos* 44/2003, S. 92-98.

139 Siehe auch Dieterle 2004.



Mit der Installation von Solarmodulen, Biomassekulturen und Windenergieanlagen entsteht eine neue Schicht der Artifizierung der Lebenswelt. Damit kehrt, so der Landschaftsarchitekt Sören Schöbel, „die Energieproduktion nun zurück in die Kulturlandschaft“. <sup>140</sup> Denn bis ins 19. Jahrhundert wurden Landschaften zu einem großen Teil für die Energiegewinnung gebraucht, sei es als Wald für den Holzschlag und die Köhlerei, sei es als Agrarfläche zur Futtermittelproduktion für Zugtiere, sei es als Mühlenstau zur Wasserkraftnutzung oder für die Errichtung von Windmühlen. Die Nutzung von Kohle, Öl und Gas hat die Energieproduktion von Wald und Feld in den mehr oder weniger fernen Montanregionen konzentriert und für viele Landschaften unsichtbar gemacht. Es war insbesondere die Freigabe von Flächen für das Aufstellen von Windrädern im Zuge der Ausweitung der erneuerbaren Energien, die das Entstehen von neuartigen „Energiewäldern“ weithin sinnfällig machte und zu Kontroversen führte. <sup>141</sup> Sören Schöbel hat am Beispiel der Nutzung der Kummerdorfer Heide, einem seit dem Kaiserreich genutzten, inzwischen ökologisch wertvoll gewordenen ehemaligen Militärgelände in Brandenburg gezeigt, „was es heißt, die neuen „Energiewälder“ nicht als störenden Eingriff, sondern als Grundlage einer neuen gesellschaftlichen Konzeption von Landschaft zu diskutieren.“ <sup>142</sup> So kommt es zu einer Artifizierung der Erdoberfläche auf immer erweiterter Stufenleiter.

SCHLUSS. Den Bildern artifizierter Lebenswelt, den gemalten und den gebauten, gemeinsam ist eine Verschiebung der Differenzierungsebenen. Nimmt man die Perspektive des Unterschieds zwischen äußerer Natur und menschlicher Subjekti-

140 Sören Schöbel, „Die ‚neuen Landschaften‘ der erneuerbaren Energien“, in: *Energie in der modernen Gesellschaft. Zeithistorische Perspektiven*, hg. v. Hendrik Ehrhardt u. Thomas Kroll, Göttingen 2012a, S. 57-71, hier S. 66. Siehe auch *Revising Green Infrastructure. Concepts between Nature and Design*, hg. v. Daniel Czechowski / Thomas Hauck u. Georg Hausladen, Boca Raton 2014.

141 Siehe dazu: Jens Hemmelskamp u. Jörg Steffen, „Innovationswirkungen von Umweltpolitik im Windenergiebereich“, in: *Innovationen und Umwelt*, hg. v. Paul Klemmer, Berlin 1999, S. 81-112; Philipp Davis Pries, „Die Advokaten des Windes“, in: *neue energie* 7/2006, S. 102-103; Horst Zeiler, „Rechtsprobleme bei der Errichtung von Windkraftanlagen aus Sicht der Gemeinde“, in: *Natur und Recht* 31(8)/2009, S. 526-532; Sören Schöbel, *Windenergie und Landschaftsästhetik. Zur landschaftsgerechten Anordnung von Windfarmen*, Berlin 2012b. Zu den wenigen Künstlern, die zum Streit um die Ästhetik von Windkraftanlagen Stellung genommen haben, gehört Richard Schindler, *Landschaft verstehen. Industriearchitektur und Landschaftsästhetik im Schwarzwald*, Freiburg 2005. Siehe zum Kontext Rüdiger Mautz, „Der Ausbau der regenerativen Energien – Chancen und Barrieren“, in: *SOFI-Mitteilungen* 34/2006, S. 29-41.

142 Schöbel 2012, S. 71. Schließlich fand man auch noch eine Lösung, durch Verkleinerung eines ursprünglich ausgewiesenen Eignungsgebiets für die Windenergienutzung bequemere Flugschneisen für das dort lebende Seeadlerpaar zu schaffen. Siehe o.A., „Kummer-Seeadler – nomen est omen. Das Windeignungsgebiet WEG 32 wird erheblich verkleinert“, Februar 2014, online: <http://www.museen-brandenburg.de/413.0.html> (letzter Zugriff: 10.06.2017).

vität ein, so erscheint das Artifizielle als eine relativ entdifferenzierte „Zwischenwelt“, in der „Maschinen, Maschinenprodukte, die Wohnaggregate, Autostraßen, Verkehrsmittel, Fabriken, Büros und Waren“ angesammelt sind.<sup>143</sup> Diese kann man nicht mehr so malen, wie man es bislang von Natur und Menschenwelt gewohnt war. Treffend bemerkt Carl Einstein: „Der heutige von städtischer Konstruktion erfüllte Mensch, schließt, soweit er entdeckt, die gegebenen Gebilde anscheinend aus und zerstört so die überkommenen Darstellungsmittel.“<sup>144</sup> Hinzu kommt die Aufhebung von Grenzen zwischen Stadt und Land im Stadt-Land-Kontinuum und die Aufhebung von Grenzen zwischen technischer Infrastruktur und naturnaher Landschaft, die den Effekt eines homogenen Raumes mit gleichbleibenden Eigenschaften hervorrufen.

Als Gegenreaktion ist dann immer wieder das Bestreben erkennbar, diesem homogenen Raum artifizierlicher Lebenswelt die pluralen qualitativen Differenzen eigentümlicher Orte entgegenzuhalten. In einem bemerkenswerten Sammelband haben Alexa Geisthövel und Habbo Knoch ihre Autoren aufgefordert, über Erfahrungsräume der Moderne zu schreiben.<sup>145</sup> Es sind dies „Orte der Erweiterung“ wie Bahnhof, Laboratorium, Auto, Flugzeug und Raumschiff, „Orte der Steuerung“ wie Zeitungsredaktion, Telefonzentrale, Arbeitsamt, Parteizentrale und Agrarbetrieb, „Orte der Rationalisierung“ wie Stahlwerk, Hochhaus, Stadtrandsiedlung und Staudamm, „Orte des Ausstellens“ wie Warenhaus, Völkerkundemuseum, Kino, Kraftraum und Stripteaselokal, „Orte der Zerstörung“ wie U-Boot, Front, Bunker und Konzentrationslager, „Orte der Befreiung“ für das Bedürfnis sich zurückzuziehen wie Kleinstadt, Kleingarten, Appartement, Wahlkabine und Couch. Die einzelnen Beiträge beziehen sich jeweils auf einen bestimmten Ort bzw. auf ein Objekt, das bisweilen andächtig vorgestellt wird, bevor allgemeine Reflexionen anschließen. Vermittelt wird die Botschaft, es ginge jeweils um „eine eigene erlebte Welt“, mit der Anlage des Buchs bekäme das jeweilige „Stück Raum einen eigenen Sinn“.<sup>146</sup> Es ist ein lebenswertes Angebot, nach dem Verlust des Rückhalts an der natürlichen Natur in artifizierlicher Lebenswelt als einer entdifferenzierten dem Subjekt eine Verwurzelung anzubieten.

Nach den gemalten und vorgefundenen Bildern der Expansion gebauter Umwelt wenden wir uns im nächsten Abschnitt der massenhaften Dingproduktion, ihrem Konsumwert und ihrem medialen Design zu.

143 Gehlen 1960, S. 190.

144 Carl Einstein, *Die Kunst des 20. Jahrhunderts*, nach der 3. Aufl. v. 1931, Leipzig 1988, S. 80.

145 *Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts*, hg. v. Alexa Geisthövel u. Habbo Knoch, Frankfurt a.M. 2005. Ein ähnlicher Zugriff findet sich in: *Ortsregister. Ein Glossar zu Räumen der Gegenwart*, hg. v. Nadine Marquardt u. Verena Schreiber, Bielefeld 2012.

146 Alexa Geisthövel u. Habbo Knoch, „Einleitung“, in: dies. 2005, S. 9-14, hier S. 11.

#### 4. Eine Unmenge Zeugs

ARM UND REICH AN DINGEN. Nach den gemalten Bildern und der realisierten und erwarteten Expansion gebauter Umwelt wenden wir uns in diesem Abschnitt einer weiteren Dimension der Erfahrung artifizierlicher Lebenswelt zu: der massenhaften Dingproduktion, ihrem Konsumwert und ihrem medialen Design. Der Fotojournalist Peter Menzel realisierte Anfang der 1990er Jahre mit Unterstützung von UNO und Weltbank ein bemerkenswertes Projekt. Er besuchte 30 Familien in aller Welt, recherchierte die Lebensbedingungen der Regionen und bat die Familien, all ihr Hab und Gut vor das Haus zu stellen.<sup>147</sup> Der GEO-Fotoband zeigt ausgewählte Beispiele von Familienbesitz. Die siebenköpfigen Familie Getu aus Äthiopien, die auf 30 m<sup>2</sup> lebt, kann insgesamt 39 Dinge vor Haus stellen. Die vierköpfige Familie Hodson aus Großbritannien, die auf 80 m<sup>2</sup> lebt, ist in der Lage, insgesamt über 100 Dinge vorzuzeigen. Weitaus genauer sind die Untersuchungen des Soziologen und Afrikaforschers Gerd Spittler, der mit seinem Team den Besitz von Konsumgütern in drei westafrikanischen Dörfern erhoben und mit dem Besitz deutscher Studenten verglichen hat.<sup>148</sup> So besitzt ein Bayreuther Student durchschnittlich etwa 24-mal so viel Gegenstände wie ein Angehöriger der Kel Ewey Tuareg in der Sahara Oase Timia. Der Gesamtwert seiner Objekte beträgt 420 Euro, der des Studenten 27.000 Euro. Dabei gilt es zu berücksichtigen, daß es sich bei den Studierenden mit Ausnahme eines Paares mit einem Kind um Einpersonenhaushalte, bei den Tuareg dagegen generell um Familienhaushalte handelte. Besitzt ein Kind unter 15 Jahren in Timia etwa 15 Gegenstände, so kam der Besitz des zweijährigen Kindes im studentischen Haushalt auf 1.400 Gegenstände. Der Vergleich verweist auf die Differenz der Bedingungen des Aufwachsens in einer weitgehend natürlichen zu denen in einer artifizierten Lebenswelt.

Eine differenziertere Betrachtung der Inventare nach Objektbereichen wie Wohnen, Küche, Kleidung und Hobby zeigte, daß Gegenstände für Hobby in den afrikanischen Inventaren nicht existieren, sie machten dagegen bei Studierenden fast die Hälfte aller Gegenstände aus. Im Kernbereich Wohnen fällt auf: „Essentielle Dinge jeder Wohnung in Deutschland wie Tische, Stühle, Sessel, Sofas, Schränke, Kommoden, Regale, Deckenlampen, Vasen, Bilder, Wasseranschlüsse, Staubsauger, Waschmaschinen fehlen in den Tuareginventaren vollständig.“<sup>149</sup> Spittler zufolge wird das Fehlen von Stühlen freilich nicht als Mangel empfunden, man sitzt bei

147 Peter Menzel, *So lebt der Mensch. Familien in aller Welt zeigen, was sie haben*, Hamburg 1995. Zum methodischen Vorgehen S. 11.

148 Hans Peter Hahn / Gerd Spittler u. Markus Verne, „How Many Things does Man Need? Material Possessions and Consumption in three West African Villages (Hausa, Kasena and Tuareg)“, in: *Consumption in Africa*, hg. v. Hans Peter Hahn, Berlin 2008, S. 173-200. Die folgenden Angaben finden sich bei Gerd Spittler, „Wohnen ohne Tisch und Stuhl – Leben die Kel Ewey Tuareg in einer Mangelgesellschaft?“, in: *Knappheit. Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Heft 1/2011, S. 81-92.

149 Spittler 2011, S. 83.

Arbeit und Freizeit auf einer Matte am Boden. Stühle „sind ein Zeichen von europäischem Einfluß und von Machtausübung aber nicht von Bequemlichkeit.“<sup>150</sup> Die Unterschiede im Bereich Kleidung – bei Studierenden gab es 274 Kleidungsstücke pro Person, bei den Tuareg 18 – sind nicht allein auf einen anderen Lebensstil zurückzuführen, sondern auf die besondere Wertschätzung neuer, nicht abgetragener, nicht verwaschener oder geflickter Kleidung, die bei uns als Zeichen von Armut gilt. Die Orientierung am Neuwertigen und am Neumodischen gehört mit zu den Faktoren, die die Unmenge an Zeugs in reichen Ländern verursachen. Hinzu kommt hier die Ausdifferenzierung von Anlässen, die jeweils eine andere Bekleidung erfordern, ein Modus, der sich auch im Bereich Küche in der Ausdifferenzierung von Gerätschaften und Besteck zeigt. So fand Spittler in den studentischen Inventaren z.B. 15 Arten von Löffeln (u.a. Suppen-, Dessert-, Kaffee-, Spaghetti-, Eier-, Eis-Löffel, dazu verschiedene Kellen), bei den Tuareg war der Löffel so gestaltet, daß er vielseitig verwendet werden konnte.

Gerd Spittler hat seit über 40 Jahren in Niger ethnologische Forschungen bei Bauern und Nomaden durchgeführt, in einem Land, das im von der UNO jährlich erstellten *Bericht über die menschliche Entwicklung* regelmäßig an einer der letzten Stellen rangiert.<sup>151</sup> Die Frage, in welchem Sinne Gesellschaften, jenseits von Hungerkrisen oder wirtschaftlicher Verelendung mit Blick auf ihren Besitz arm oder reich zu nennen sind, ist nicht leicht zu beantworten. „Für die Tuareg besteht Reichtum primär nicht im Anhäufen von Konsumgütern sondern von Viehbesitz (Kamele, Ziegen, Schafe). Der Besitz vieler Konsumgüter wird als Überfluß, Üppigkeit bezeichnet und ist dem Viehbesitz eindeutig nachgeordnet. Es gibt Tuareg in Timia, deren Viehbesitz, in Euro ausgedrückt, mehr wert ist als das Güterinventar eines Bayreuther Studenten.“<sup>152</sup> Diese Besitzunterschiede innerhalb der Tuareg fallen jedoch alltäglich nicht auf. „Bei der Arbeit sind reiche und arme Hirten und Hirtinnen überhaupt nicht voneinander zu unterscheiden. Sie tragen alle eine alte, zerschlissene Kleidung. Und sie wohnen nicht nur ohne ein festes Haus, sondern auch ohne ein Zelt. Niemand würde hier auf Armut schließen.“ Im Unterschied

150 Ebd.

151 Vgl. Gerd Spittler, *Herrschaft über Bauern. Die Ausbreitung staatlicher Herrschaft und einer islamisch-urbanen Kultur in Gobir (Niger)*, Frankfurt a.M. 1978; ders., *Handeln in einer Hungerkrise. Tuaregnomaden und die große Dürre von 1984*, Wiesbaden 1989; ders., „Lob des einfachen Mahles. Afrikanische und europäische Eßkultur im Vergleich“, in: *Kulturthema Essen*, hg. v. Alois Wierlacher / Gerhard Neumann u. Hans Jürgen Teuteberg, Berlin 1993, S. 193-210; ders., „Der Weg des Achat zu den Tuareg – eine Reise um die halbe Welt“, in: *Geographische Rundschau* 54(10)/2002, S. 46-51; ders., „Caravaneers, Shopkeepers and Consumers – The Appropriation of Goods among the Kel Ewey Tuareg in Niger“, in: Hahn 2008, S. 147-172; ders., „Foreign Cloth and Kel Ewey Identity“, in: *Tuareg Society within a Globalized World*, hg. v. Anja Fischer u. Ines Kohl, London: Tauris, 2010, S. 61-74. Eine Sammlung von 6000 Fotos ist im Internet frei zugänglich, online: [http://www.deva-research.uni-bayreuth.de/dok\\_start.fau?prj=deva&dm=slg\\_spittler](http://www.deva-research.uni-bayreuth.de/dok_start.fau?prj=deva&dm=slg_spittler) (letzter Zugriff: 03.07.2017).

152 Spittler 2011, S. 84. Nachfolgende Zitate S. 89 u. 90.

dazu sind die Kleider, die ausschließlich an Festtagen angelegt werden, reich geschmückt. Frauen tragen die Hochzeitskleidung der Mütter oder Großmütter z. T. mit in weiblicher Linie vererbten Schmuckstücken, die nicht verkauft werden dürfen. Beim festlichen Wettbewerb um das am schönsten ausgerüstete Kamel ist die Schmuckausstattung des Kamels doppelt so teuer wie die Kleidung des Reiters.

Da die Tuareg den Unterschied von kostbaren und einfachen Gegenständen kennen, stellt sich die Frage, ob man den alltäglichen Gebrauch einfacher Gegenstände als Ausdruck von Armut interpretieren kann, denn: „Die Gesellschaft wäre dann eine Mangelgesellschaft, sie wäre zu arm, um sich diese Güter täglich zu leisten, deren Gebrauch bliebe auf außergewöhnliche Anlässe beschränkt. Aber immer bestünde eine Sehnsucht nach diesen besseren Gütern.“ Wenn man sich an der Interpretation durch die Einheimischen und nicht an der der Entwicklungsagenturen orientiert, verbietet es sich, den Tuareg eine derartige Sehnsucht zu unterstellen. Zum Vergleich erinnert Spittler an die umstrittene Erklärung von Papst Benedikt XVI. im brasilianischen Wallfahrtsort Aparecida am 13. Mai 2007 zur Indianermissionierung: Christus sei der Erlöser gewesen, nach dem sich die Indios „im Stillen sehnten“. Diese Äußerung sei vielfach kritisiert worden, „nicht zuletzt deshalb, weil die meisten Kritiker Christus auch für sich selbst nicht als Erlöser ansehen. Anders verhält es sich, wenn es um entwicklungspolitische Ziele geht, die von den meisten akzeptiert werden: um Schulbesuch, um bessere Ernährung, um höhere Konsumstandards, um bessere Gesundheit. Hier wird unterstellt, daß dies latente Ziele aller Menschen seien, auch wenn sie es nicht so formulieren.“ Für die Gesundheit werde man wohl annehmen können, daß man Verbesserungen akzeptiert, „weil es hier eine ‚stille Sehnsucht‘ gibt. In anderen Bereichen ist das aber mehr als zweifelhaft. Es ist keineswegs so, daß sich alle Menschen von Natur aus nach westlichen Konsumgütern und einem westlichen Schulsystem sehnen. Wenn diese sich heute weltweit durchsetzen, dann nicht wegen ihrer natürlichen Überlegenheit, sondern wegen eines politischen und ökonomischen Kontextes, der andere Lebensentwürfe obsolet macht.“

Erst wenn man davon Abstand nimmt, die verschiedenen Gesellschaften eines Kontinents über einen Kamm zu scheren, erschließen sich die feinen Unterschiede zwischen einzelnen materiellen Kulturen und die Vielfalt der Bezüge, die Menschen zu Dingen herstellen. Die Forschungen von Gerd Spittler zeigen nicht nur die Stabilität, die einfache Bedürfnisse nach Wohnen, Kleidung und Nahrung haben können, sondern auch Wandlungsprozesse, bei denen Widerstand und Aneignung, Selbstbehauptung und Imitation die materielle Kultur umformen.

WOHLSTAND FÜR ALLE. Die gigantischen Anhäufungen von Dingen in den kapitalistischen Ländern des Nordens sind Resultat eines historischen Prozesses.<sup>153</sup> Folgt man der Marxschen Analyse des Kapitalismus, so stellt sich wirtschaftliches Wachstum, das sich in der Vermehrung der Güter darstellt, allgemein betrachtet als ein

153 Grundlegend zur Verbindung von Technik- und Konsumgeschichte: Wolfgang König, *Geschichte der Konsumgesellschaft*, Stuttgart 2000. Zur Genese und zur möglichen Überwin-

systemimmanenter Zwang zur Akkumulation von Kapital dar. Diese vollzieht sich geschichtlich konkret in unterschiedlichen Formen, für die Michel Aglietta, Alain Lipietz und andere PolitökonomInnen den Begriff Akkumulationsregime eingeführt haben.<sup>154</sup> Damit wird der jeweilige stabilisierte Mechanismus der Koordination von technologischer Struktur, Organisation der Produktion, Typik der Kapitalflüsse, Art und Höhe der Entlohnung sowie der Steuern bezeichnet. Folgt man Joachim Becker, so sind für ein Akkumulationsregime verschiedene Aspekte von Bedeutung.<sup>155</sup> Dazu zählt das Verhältnis einer auf den Nationalstaat gerichteten introvertierten zu der auf die Weltwirtschaft gerichteten extrovertierten Kapitalakkumulation. Nicht minder wichtig ist die Frage, ob sich die Kapitalakkumulation mehr unter der Dominanz des industriellen Kapitals oder mehr unter der Dominanz des Finanzkapitals vollzieht.

Für die enormen Gütermengen, die die Erfahrung artifizierlicher Lebenswelt im 20. Jahrhundert in Europa und den USA bestimmen, ist entscheidend, ob das Akkumulationsregime eher extensiv oder intensiv akzentuiert ist. Charakteristika extensiver Kapitalakkumulation sind die Vergrößerung der Zahl der Lohnarbeiter, Verlängerung der Arbeitszeiten, Senkung der Reallöhne, Ausdehnung der Geldwirtschaft in nicht-monetäre soziale Beziehungen, d. h. Ausweitung der Lohnverhältnisse und die Zerstörung von nichtkapitalistischen Produktionsformen. Im Akkumulationsregime extensiver Kapitalakkumulation rangiert die Produktion von Konsumgütern weit hinter der von Produktionsmitteln. Dieser Typus dominiert im 19. Jahrhundert der Epoche der Gleichzeitigkeit von industrieller Revolution, der Entfesselung der Marktwirtschaft, der Erfahrung gesellschaftlicher Nichtgesellschaft, der Verelendung der Arbeiter und ihrer Familien, der Kinderarbeit und der Klassenkämpfe etwa um den Achtstundentag.

Nach dem Zusammenbruch dieser Welt im Ersten Weltkrieg entwickeln sich ausgehend von den USA Elemente eines Akkumulationsregimes, das mit dem Namen des Autobauers und Sozialreformers Henry Ford verbunden wird: Fordismus.<sup>156</sup> Charakteristisch ist hier die intensive Kapitalakkumulation. Dazu gehört der Anstieg der Arbeitsproduktivität durch Einführung neuer Technologien und die

---

dung von Massenproduktion: Michael J. Piore u. Charles F. Sabel, *Das Ende der Massenproduktion. Studie über die Requalifizierung der Arbeit und die Rückkehr der Ökonomie in die Gesellschaft*, Berlin 1985.

154 Michel Aglietta, *Régulation et crises du capitalisme. L'expériences des Etats-Unis*, Paris: Calmann-Lévy, 1976; Alain Lipietz, *Nach dem Ende des ‚Goldenen Zeitalters‘. Regulation und Transformation kapitalistischer Gesellschaften*, Hamburg 1998.

155 Joachim Becker, *Akkumulation, Regulation, Territorium. Zur kritischen Rekonstruktion der Regulationstheorie*, Marburg 2002, S. 64-77; siehe auch Thomas Sablowski, „Das globale, finanzgetriebene Akkumulationsregime“, in: *Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung*, Nr. 73/2008, online: <http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de/article/608.das-globale-finanzgetriebene-akkumulationsregime.html> (letzter Zugriff: 03.07.2017).

156 Dominik Schrage, *Die Verfügbarkeit der Dinge. Eine historische Soziologie des Konsums*, Frankfurt a.M. 2009, S. 175ff.; Joachim Hirsch u. Roland Roth, *Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Post-Fordismus*, Hamburg 1986, S. 41ff.

Rationalisierung der Arbeitsorganisation. Die Macht der Gewerkschaften zwingt den Unternehmern Lohnsteigerungen, Verkürzungen der täglichen Arbeitszeit und Zeiten für Urlaub ab. Das Wachstum der Arbeitsproduktivität schlägt sich im Wachstum der Reallöhne nieder. Die Unterschichten haben nun Zeit und Geld für den Konsum kapitalistisch produzierter Waren. Der Klassenkampf des 19. Jahrhunderts wurde fordistisch ein Stück weit durch die Massenproduktion von Dingen befriedet. Man kann somit den Rhythmus der Kapitalakkumulation in der westlichen Welt grob in drei Phasen einteilen: Zuerst dominiert ein extensives Akkumulationsregime ohne Massenproduktion, ihm folgt ein intensives mit Massenproduktion, aber ohne Massenkonsum, schließlich dominiert ein intensives mit Massenkonsum.

Die konsumistische Integration der Bevölkerung durch eine Massenproduktion von Dingen, das intensive Akkumulationsregime, führte zu einer grundlegenden Transformation der Lebensweise. Es sind die technischen Erfindungen der Jahrhundertwende, die nun in käufliche Produkte umgesetzt werden: das Automobil, das eine Luftbereifung erhält, Glühbirne, Leuchtstoffröhre, Elektroherd, in dem mit hitzebeständigem Jenaer Glas Mahlzeiten zubereitet werden können, neue Materialien, wie Cellophan, Bakelit, synthetischer Kautschuk, synthetische Waschmittel und anderes mehr. In die Läden halten Registrierkassen Einzug und in die Verwaltungen die Lochkartenmaschine. Schließlich durchdringen die Kommunikations- und Unterhaltungsmedien: Telephon, Phonograph, Plattenspieler und Schallplatte, Radio und Film, PC und Smartphone den Alltag.

Sigfried Giedion hat in seiner berühmten Studie *Die Herrschaft der Mechanisierung* am Beispiel der Schlosserei und der Schlösser für Tresore und andere Türen den von weit her kommenden unmerklichen und anonymen Prozeß der Mechanisierung untersucht, in dem Werkzeuge, die man in die Hand nehmen konnte, in moderne Instrumente umgebildet wurden. Zunächst ging es um die „Umwandlung des Greifens, Tastens, Drückens oder Ziehens der Hand in eine kontinuierlich rotierende Bewegung.“<sup>157</sup> Hinzu trat dann die mechanische Reproduktion durch Prägen, Pressen, Stanzen und Gießen, die eine Standardisierung und Auswechselbarkeit der Teile ermöglichte. Dies konnte dann schließlich mit der breiten Tradition der Wundermaschinen und Automaten verbunden werden, die bereits alexandrinische Erfinder wie Heron von Alexandria entworfen hatten. Der Erfinderdrang richtete sich Giedion zufolge im 19. Jahrhundert, ablesbar an der Zahl der Patente, zunehmend auf die Erleichterung des komplizierten Handwerks. Drei Bereiche stellt Giedion besonders heraus: den Ackerbau, die Brotzubereitung und die massenhafte Fleischverarbeitung.

Der Konstrukteur landwirtschaftlicher Maschinen Walter A. Wood entwickelte aus mechanisch reproduzierten, standardisierten und nummerierten Teilen zusammengesetzte Maschinen, die ein ungeschulter Farmer aus Einzelteilen selbst zusammensetzen und reparieren konnte. An die Mechanisierung des Mähens schloß sich die des Garbenbindens in der Weise an, daß die geschnittenen Halme mit einem

157 Sigfried Giedion, *Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte* [1948], Frankfurt a.M. 1982, S. 71. Nachfolgende Zitate S. 204 u. 221.

Förderband auf ein höheres Niveau transportiert wurden, um dort zunächst von Menschenhand gebunden zu werden, eine Arbeit, die dann später von Automaten übernommen wurde. Auch für die Brotherstellung und Fleischverarbeitung gilt: „Der entscheidende Schritt zur Massenfabrikation liegt in der Verwendung eines ununterbrochen laufenden Mechanismus.“ Die ersten Backöfen mit einem Endlosband, auf dem der Brotteig durch die langgestreckten Öfen transportiert wurde, wurden zu Brotfabriken erweitert, deren Methode, „die Verbindung von natürlicher Schwerkraftausnutzung mit mechanischen Fördermitteln“, Vorbild für viele Anlagen wurden: „man beginnt mit der Produktion im obersten Stock, und Förder-systeme vermitteln den Übergang zwischen den einzelnen Operationen.“ Auch das Vieh wurde in den Schlachthöfen von Chicago, die von Upton Sinclair und Bertolt Brecht literarisch verewigt wurden, über offene Rampen zum Obergeschoß der Konservenfabrik getrieben.

Die Mechanisierung, die in den Bereichen Ackerbau, Brotherstellung und Fleischproduktion um 1900 in den USA schon weit fortgeschritten war, erfaßt um 1920 den häuslichen Bereich. Für Giedion handelt es sich um den Einstieg in die Zeit der Vollmechanisierung. „Nun erst bemächtigt sie sich des Hauses und dessen, was in ihm mechanisiert werden kann: Küche und Bad und ihre Apparaturen, die die Phantasie beschäftigen und den Kaufdrang des Publikums in erstaunlichem Maße wecken. In der Zeit der Vollmechanisierung werden mehr Geräte zu notwendigen Haushaltsgegenständen als im ganzen vorhergehenden Jahrhundert.“<sup>158</sup>

Diese amerikanische Entwicklung wird im 20. Jahrhundert bestimmend für die Konstitution eines neuen Subjekttypus: des Konsumenten, der massenproduzierte Dinge kauft.<sup>159</sup> In Europa war die Vermehrung der Dinge in der Hauptsache von einer Perspektive bestimmt, die es erlaubte, den Besitz von Dingen in die Skala von Luxus und Armseligkeit einzuordnen. So findet sich bei Werner Sombart eine Ordnung der Güter, in der Preisniveau und Position in der sozialen Hierarchie parallelisiert sind: Butter verhält sich zu Margarine wie Leder zu Kunstleder und Roßhaare zu Seegrass usw.<sup>160</sup> So sind auch die europäischen Warenhäuser, wie sie Paul Göhre

158 Ebd., S.63. Zur Ersetzung von Lakaien siehe Markus Krajewski, „Humble Servants‘. Die Mechanisierung der Dienerschaft“, in: *Die Wiederkehr der Dinge*, hg. v. Friedrich Balke / Maria Muhle u. Antonia von Schöning, Berlin 2011, S. 47-66.

159 Grundlegend dazu Schrage 2009; *Perspektiven sozialwissenschaftlicher Konsumforschung*, hg. v. Heiko Schmid u. Karsten Gäbler, Stuttgart 2013. Zum Transfer von Leitbildern des Konsums siehe Adelheit von Saldern, „Transatlantische Konsumleitbilder und Übersetzung 1900-1945“, in: *Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890-1990. Ein Handbuch*, hg. v. Heinz-Gerhard Haupt u. Cornelius Torp, Frankfurt a.M./New York 2009, S. 389-402; für die Zeit nach 1945: Axel Schildt, „Amerikanische Einflüsse auf die westdeutsche Konsumententwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg“, in: Haupt u. Torp 2009, S. 434-447. Kluge Überlegungen zum Verhältnis von Bildungsbürgertum und Konsumbürgertum finden sich bei: Wolfgang Ullrich, *Habenwollen. Wie funktioniert die Konsumkultur?*, Frankfurt a.M. 2006.

160 Werner Sombart, *Der moderne Kapitalismus*, Bd. 3, Halbbd. 2, München 1987, zit. n. Schrage 2009, S. 145. Zur Begriffsgeschichte: Ulrich Wyrwa, „Luxus und Konsum – be-



1907 beschrieben hat, entsprechend der sozialen Schichtung der Kundschaft unterschieden: vom mondänen und eleganten Kaufhaus Wertheim bis zu den billigsten „Pofelwarenhäusern“ am östlichen Stadtrand.<sup>161</sup>

Kontrastierend dazu hat Dominik Schrage ein anderes Konsummodell profiliert: das „Standardpaket“ von David Riesman aus dem Jahre 1955. Es besteht aus einem „Sortiment von Gütern und Dienstleistungen, einschließlich Gegenständen des Hausrats wie Möbel, Radio, Fernsehapparat, Kühlschrank, und von Standardmarken der Nahrung und Kleidung“.<sup>162</sup> Mit dem so orientierten Konsum sollten die Schranken von Alter, Geschlecht, Regionalität und Klassenzugehörigkeit abgebaut werden, „wobei sich am Horizont das Bild eines weitgehend uniformierten Lebensstils der majoritären Mittelschichten abzeichnet“.<sup>163</sup> Für Riesman stellt das Standardpaket einen Orientierungsrahmen für das Konsumniveau dar, das, von der Kindheit angefangen, im Laufe des Lebens zu erreichen erstrebenswert ist. Dominik Schrage hat treffend hervorgehoben: „das Standardpaket fungiert vor dem Hintergrund des häufigen Wechsels der häuslichen Umgebung, des Wandels der Berufsrollen und der sukzessiven Aufwärtsmobilität als ein Moment der Stabilität.“<sup>164</sup> Es handelt sich um „ein relativ gleichförmiges Ensemble von das Leben strukturierenden Objekten.“<sup>165</sup> Man könnte beinahe sagen, es ist der standardisierte Dingbesitz, der die Gesellschaft zusammenhält.<sup>166</sup>

---

griffsgeschichtliche Aspekte“, in: *Luxus und Konsum – eine historische Annäherung*, hg. v. Reinhold Reith u. Torsten Meyer, Münster 2003, S. 47-60. Zur Phänomenologie des Besitzes und unvernünftiger Ausgaben siehe auch Lambert Wiesing, *Luxus*, Frankfurt a.M. 2015.

161 Paul Göhre, *Das Warenhaus*, Frankfurt a.M. 1907, S. 96. Aus der umfangreichen Literatur zum Warenhaus sei hervorgehoben: Alfred Wiener, *Das Warenhaus. Kauf-, Geschäfts-, Büro-Haus*, Berlin 1912; Helmut Frei, *Tempel der Kauflust. Eine Geschichte der Warenhauskultur*, Leipzig 1997; Wolfgang Lipp, „Warenhäuser. Zentren moderner Stadtkultur“, in: ders., *Drama Kultur*, Berlin 1994, S. 572-588; Detlef Briesen, *Warenhaus, Massenkonsum und Sozialmoral. Zur Geschichte der Konsumkritik im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 2001; Heike Delitz, „Gebaute Begehrlichkeit. Zur Architektursoziologie der Konsumgesellschaft in Deutschland“, in: *Das Management der Kunden. Studien zur Soziologie des Shopping*, hg. v. Kai-Uwe Hellmann u. Dominik Schrage, Wiesbaden 2005, S. 39-66. Ein Warenhausroman voller soziologischer Beobachtungen stammt von Émile Zola, *Das Paradies der Damen*, mit einem Nachw. v. Gertrud Lehnert, Frankfurt a.M. 2004.

162 David Riesman u. Howard Roxborough, „Laufbahnen und Konsumverhalten“ [1955], in: *Wohlstand wofür? Essays*, hg. v. David Riesman, Frankfurt a.M. 1966, S. 18-47, hier S. 19f. Zum Standardpaket siehe auch Makropoulos 2008, S. 123-125.

163 Riesman u. Roxborough 1966, S. 19.

164 Schrage 2009, S. 157.

165 Ebd.

166 Wie in Kunst und Popkultur mit der Erfahrung des Überflusses der Dinge umgegangen wird, beschreibt Heinz Drügh, *Ästhetik des Supermarkts*, Konstanz 2015.

VERGNÜGEN FÜR ALLE. Dennoch bleiben Zweifel, ob die Integration der Individuen durch Konsum im Fordismus für sich genommen hinreichend für die Befriedigung der Klassenkämpfe war. Hinzuzunehmen ist die Expansion einer Industrie, die für die verkürzte Arbeitszeit die verschiedensten Vergnügungen bereithielt. Sie ist von Intellektuellen mit wachsendem Argwohn beobachtet worden. So schreibt der Psychologe Willy Hellpach: „Es gibt immer nur einen begrenzten Anteilsatz solcher Menschen, welche reichliche Muße *wertvoll* anzuwenden wissen, also für sublimale Genüsse wie Kunst, wissenschaftliche Fortbildung, für edle Liebhabereien, besinnliche Lektüre und Debatte, öffentliche Ehrenämter. Die große Masse wird in der Hauptsache diese vermehrte ‚Freizeit‘ mit oberflächlichen Amusements, lärmendem Massenbetrieb (wie das heute ein Teil unseres Massensportes schon zeigt), wo nicht mit Trunk und Spiel verzetteln“. <sup>167</sup> Gegen die Transformation der älteren bäuerlich bestimmten Volkskultur mit ihren Festen, Wettkämpfen, Jahrmärkten und den wandernden Schaustellern in eine moderne urbane Vergnügungsindustrie hatten auf längere Sicht auch die Bildungsprogramme der sozialistischen Arbeiterbewegung wenig Chancen. Ihre Führer hatten bei ihrem Eintreten für die Arbeitszeitverkürzung nicht nur die gesundheitliche Erholung von anstrengender Berufsarbeit und den Schutz des privaten Familienlebens gefordert, sondern stets auch eine über die Schule hinausgehende Bildung und die Teilhabe am kulturellen Erbe der Menschheit für unabdingbar gehalten. In den Bibliotheken der Arbeiterbildungsvereine fanden sich noch im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts nicht nur Bücher zur sozialistischen Idee und Praxis, sondern auch die Werke von Cervantes und Shakespeare sowie von Goethe und Schiller. <sup>168</sup>

Die zunehmende Alphabetisierung der Bevölkerung bot allerdings von Anfang an Alternativen. Kaspar Maase hat in den populären Druckwaren, die Ende des 19. Jahrhunderts auch auf der Grundlage technischer Innovationen in großen Mengen produziert wurden, Vorreiter für den Zusammenhang von Medien und Konsum gesehen. Dieser Lesestoff war für wenige Pfennige zu kaufen, die Lektüre hatte einen „hohen immateriellen Genußwert“, „eine Süßigkeit für die Psyche“. <sup>169</sup> Die Fortsetzungsgeschichten hielten die Leser bei der Stange, sie förderten die „Privatisierung der kulturellen Aneignung“, und sie eigneten sich besonders dazu, „die Einbildungskraft und das Gefühlsleben anzuregen und letztlich unstillbare Bedürfnisse zu erzeugen.“ <sup>170</sup> Die Attraktivität der im 20. Jahrhundert dazu gekommenen

167 Willy Hellpach, *Kulturpsychologie. Eine Darstellung der seelischen Ursprünge und Antriebe, Gestaltungen und Zerrüttungen, Wandlungen und Wirkungen menschlicher Wertordnungen und Güterschöpfungen*, Stuttgart 1953, S. 113.

168 Elke Brünle, *Bibliotheken von Arbeiterbildungsvereinen im Königreich Württemberg 1848-1918*, Wiesbaden 2010.

169 Kaspar Maase, „Massenmedien und Konsumgesellschaft“, in: Haupt u. Torp 2009, S. 62-78, hier S. 66.

170 Ebd. Siehe auch: Kaspar Maase, *Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850-1970*, Frankfurt a.M. 1997. Vergleichbares gilt für populäre Illustrationen, siehe Michael F. Zimmermann, *Industrialisierung der Phantasie. Malerei, illustrierte Presse und das Mediensystem der Künste in Italien, 1875-1900*, Berlin 2006. Eine vorbildliche Untersu-

technischen Verbreitungsmedien wie Film, Radio, Fernsehen, und der Archipel der digitalen Medien heute erfüllt *mutatis mutandis* zu einem großen Anteil dieselben Bedürfnisse. Die ‚Stüßigkeit für die Psyche‘ war das Einfallstor für die Kommerzialisierung von Kultur, für die Adorno und Horkheimer den berühmt gewordenen Begriff „Kulturindustrie“ prägten. Kulturgüter und Kulturleistungen hatten schon immer einen Preis, ob es sich um Güterpreise oder um Künstlergagen handelte. Kulturindustrie meint jedoch, daß Kulturgüter nur zum Zwecke der Gewinnmaximierung produziert und verkauft werden.<sup>171</sup>

Der wirtschaftliche Erfolg moderner Massenmedien hat zu einer solch nachhaltigen Dichotomisierung des Kulturbegriffs geführt, daß Ideen einer Integration von unterhaltamer Bildung und bildender Unterhaltung wenig Chancen hatten. Das Vergnügen für alle ist auch nicht umstandslos in Theodor Geigers Polarität von anonymer und repräsentativer Kultur unterzubringen. Repräsentative Kultur manifestiert sich ihm zufolge in Beständen, die „dingartig von der Person distanziert, als geistige Gegenstände in ihre eigene Ebene entrückt“ sind.<sup>172</sup> Jedem Individuum erscheint repräsentative Kultur zunächst als etwas Fremdes, nicht spontan Verstehbares, das Kenntnisse und eine bewußte Aneignung erfordert. Als anonyme Kultur gilt Geiger das, was jede Generation unmerklich „eingewoben in die sozialen Lebensabläufe selbst“ übernimmt, ohne zu wissen woher es stammt.<sup>173</sup> Anonyme Kultur erscheint den Individuen daher als etwas Eigenes, mühelos Verstehbares, das ganz selbstverständlich ist.

Kulturindustrielle Güter sind nun nicht ohne weiteres in dieser Polarität unterzubringen. Gegen die Zuordnung zur anonymen Kultur spricht: Die Aneignung erfolgt nicht unmerklich und unwissentlich, die aktive Beteiligung der Konsumenten durch Hörerwünsche im Radio oder durch Hitlisten und Bestsellerlisten ist organisiert und der Konsum kann in Fanzirkeln sogar Züge von Expertentum gewinnen. Gegen eine Zuordnung zur repräsentativen Kultur spricht: Die Zerstreung, die kulturindustrielle Güter ermöglichen, widerspricht dem Imperativ der Sammlung, Konzentration und Besinnung, die die Aneignung des zunächst fremd erscheinenden Kulturgutes erfordert. Die Weitergabe repräsentativer Kultur ist ohne eine Stützung durch die Bildungsinstitutionen von Schule und höherer Bildung schwer vorstellbar. Schließlich entsteht eine besondere Problematik, wenn man die Bedeutung repräsentativer Kultur für die Legitimationsgrundlagen gesellschaftlichen Zusammenlebens in den Blick nimmt. Jede politische Herrschaft ist auf einen Legitimitätsglauben angewiesen, der sich in der Regel auf die kulturellen

---

chung zur Massenkultur in Frankreich, die auch die religiösen Deutungen und Aneignungen einbezieht, hat vorgelegt: Stefanie Middendorf, *Massenkultur. Zur Wahrnehmung gesellschaftlicher Modernität in Frankreich 1880-1980*, Göttingen 2009.

171 Vgl. Heinz Steinert, *Kulturindustrie*, Münster 1998. Zur Debatte um die Rolle der amerikanischen Populärkultur siehe Michael Ermarth, „Fluch oder Segen? Der Einfluß der amerikanischen Populärkultur in der Bundesrepublik“, in: Junker u.a. 2001, S. 507-516.

172 Theodor Geiger, *Aufgaben und Stellung der Intelligenz in der Gesellschaft*, Stuttgart 1949, S. 2.

173 Ebd., S. 3.

Inhalte bezieht, die kulturelle Eliten tradieren und novellieren und die von allen „entweder aktiv geteilt oder passiv respektiert werden“.<sup>174</sup>

Wenn es um Legitimitätsfragen geht, dann geraten diejenigen, die die Aneignung repräsentativer Kultur fordern, in Konflikt mit dem Demokratieargument der Verteidiger massenkultureller Güter: das Angebot in den Verbreitungsmedien habe sich am Mehrheitsgeschmack zu orientieren, der in demokratischen Gesellschaften spontan nach dem Schema der Einschaltquote erfolgt. Wer etwa den alten Bildungsbegriff erzieherischer Kultur verteidige, säße einem elitären Kulturbegriff auf, der die Kultur der oberen Gesellschaftsklassen, der Besserverdienenden und Einflußreicheren gegen die Bedürfnisse des Massenpublikums, der unteren Schichten, in undemokratischer Weise befestige. Ein Kulturbegriff, der nur Sublimation prämiere und die anarchischen Dimensionen, die in Sex, Crime, Action, Horror usw. sich darstellen, marginalisiere, sei von den Bedürfnissen urbanisierter Bevölkerung weit entfernt und undemokratisch.<sup>175</sup> Schließlich sei auch noch zu berücksichtigen, wer täglich in einen rigiden Arbeitsprozeß eingespannt sei, habe in der Freizeit Anspruch auf leichte Kost, eben auf reine Unterhaltung.

Das Kompensationsargument, mit dem der Konsum von trivialen Produkten der Vergnügungsindustrie gerechtfertigt wurde, hat im 20. Jahrhundert einen eigentümlichen Weg aus der U-Kultur in die E-Kultur gefunden. Als es nicht zuletzt nach den Erfahrungen mit einer künstlerischen Avantgarde, die sich vorgenommen hatte, die Destruktion affirmativer Kultur zu betreiben, zu Zweifeln kam, ob in der wissenschaftlich-technischen Zivilisation eine genuine Sinnstiftung durch Kultur im Sinne der repräsentativen Kultur überhaupt noch möglich sei, konnte eine Neubestimmung der Funktion von Kultur eine gewisse Beruhigung schaffen. Sie besagte: Alle Kultur habe nur noch die Funktion, uns für die Leiden, die uns die technische Zivilisation zufügt, zu entschädigen. Es sei die Aufgabe der Geisteswissenschaften, diese Entschädigungen zu ermöglichen, indem sie der Geschichtslosigkeit moderner Gesellschaft entgegenreten.<sup>176</sup> Die Kompensationsthese von

174 Friedrich H. Tenbruck, „Repräsentative Kultur“, in: *Sozialstruktur und Kultur*, hg. v. Hans Haferkamp, Frankfurt a.M. 1990, S. 20-53, hier S. 29.

175 Zur frühen Attraktivität von Leichenschauhäusern und Wachsfigurenkabinetten siehe Vanessa R. Schwartz, *Spectacular Realities. Early Mass Culture in Fin-de-Siècle Paris*, Berkeley 1998.

176 Joachim Ritter, „Über die Geschichtlichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis“, in: *Blätter für deutsche Philosophie* 12/1938, S. 175-190; ders., „Die Aufgabe der Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft“, in: ders., *Subjektivität. Sechs Aufsätze*, Frankfurt a.M. 1974, S. 105-140; Odo Marquard, „Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften“, in: ders., *Apologie des Zufälligen*, Stuttgart 1986, S. 98-116; Ludger Heidbrink, „Kultur als Kompensation von Modernisierungsschäden? Zur Auseinandersetzung mit einer strittigen Deutungskategorie“, in: *Im Spannungsfeld zweier Kulturen. Eine Auseinandersetzung zwischen Geistes- und Naturwissenschaft, Kunst und Technik*, hg. v. Karen Gloy, Würzburg 2002, S. 31-62. Zu den Unterschieden der Kompensationsthese zwischen Ritter und Marquard sowie Hermann Lübbe siehe Mark Schweda, *Entzweiung und Kompensation. Joachim Ritters philosophische Theorie der modernen Welt*, Freiburg 2013, S. 394ff. u. 407ff.

Joachim Ritter und Odo Marquard, hat weite Verbreitung gefunden. Danach sind wir moderne Menschen alle Schwerstarbeiter im stählernen Gehäuse des modernen Kapitalismus und brauchen alle Kompensation durch Kultur, die einen mit Dieter Bohlen, die anderen mit Paul Wühr. Verteidiger der Massenkultur nutzen die Kompensationsthese als Argument gegen diejenigen, die der Kultur einen emanzipatorischen, einen kritischen Beruf zuerkennen wollen. Dieser sei zu hoch gegriffen, kulturelle Werte könnten die technisch-industrielle Welt nicht mehr bestimmen, sie seien uns lediglich zum Trost gegeben.<sup>177</sup> Wenn die Diagnose zutreffen sollte, daß in der wissenschaftlich-technischen Zivilisation weder durch Religion noch durch repräsentative Kultur eine Sinnstiftung möglich sei, dann bliebe immer noch der Modus der Ästhetisierung. Sie könnte mal Besinnung anregend, mal aufreizend den Dingkonsum fördernd als Platzhalter für Antworten auf Legitimationsprobleme herhalten.<sup>178</sup>

DIE KULTURALISIERUNG TECHNISCHER DINGE. Die Herausbildung einer massenmedial propagierten Konsumnorm für die Dinge, die zum allgemeinen Lebensstandard einer Zeit gehören sollen, hat die Auffassung von technischen Dingen maßgeblich verändert. Es ist dies ein Prozeß gewesen, der sich über das 20. Jahrhundert hinweg erstreckt.<sup>179</sup> Im traditionellen Bild der Technik, die für die Herstellung von Gütern zum Einsatz gebracht wird, dominiert die funktionale Dimension. Maschinen, Geräte, Apparate werden in diesem Bereich als technische Systeme bezeichnet, deren Funktion es ist, Stoffe, Energien, Information zu transformieren, sie zu transportieren bzw. zu speichern. Für die Technik im Alltag, d.h. in Haushalt, Freizeit und Öffentlichkeit sind zu diesen nutzenorientierten Funktionen freilich noch andere Dimensionen hinzugetreten.

Die Koppelung des technischen Signifikationsbereichs mit dem soziokulturellen ist dem Erfinder und Designer Earl Silas Tupper in herausragender Weise gelungen. Er war bei seinen Experimenten mit dem Kunststoff Polyethylen auf die Idee gestoßen, aus diesem leichtgewichtigen und unzerbrechlichen Material flexible, farbige, geschmacks- und geruchsneutrale Küchen- und Haushaltsartikel herzustellen, die dem Hygienebewußtsein der Zeit eher zu entsprechen schienen als die bislang verwendeten Materialien Metall, Glas und Porzellan. Er folgte dann dem Vorschlag

177 Zu dieser Diskussion vgl. Kaspar Maase, „Jenseits der Massenkultur. Ein Vorschlag, populäre Kultur als repräsentative Kultur zu lesen“, in: *Populäre Kultur als repräsentative Kultur. Die Herausforderung der Cultural Studies*, hg. v. Udo Göttlich / Winfried Gebhardt u. Clemens Albrecht, Köln 2010, S. 80-105; Clemens Albrecht, „Massenkultur, Kanon und soziale Mobilität. Eine kleine Ideologiekritik des Konstruktivismus“, in: *Standardisierung – Kanonisierung. Erziehungswissenschaftliche Reflexionen*, hg. v. Johannes Bilstein u. Jutta Ecarus, Wiesbaden 2009, S. 77-93.

178 Für den langen Prozeß von Ästhetisierung siehe: Franz Dröge u. Michael Müller, *Die Macht der Schönheit. Avantgarde und Faschismus oder Die Geburt der Massenkultur*, Hamburg 1995.

179 Grundlegend zur Kulturalisierung der Dinge: Aida Bosch, *Konsum und Exklusion. Eine Kultursoziologie der Dinge*, Bielefeld 2010.

seiner Verkäuferin Brownie Wise, die Produkte nicht mehr im Einzelhandel zu vertreiben, sondern im Direktverkauf bei Heimvorführungen. Daraus entwickelte Brownie Wise 1951 das erfolgreiche Konzept der „Tupperpartys“, zu denen Gastgeberinnen ihre Wohnung für eine Verkaufsveranstaltung zur Verfügung stellten. Eingeladen wurden Freunde und Bekannte; eine professionelle Verkäuferin führte die Tupperwaren vor und nahm die Bestellungen entgegen. Die Gastgeberin wurde mit Gratis-Produkten und Bonuspunkten belohnt. Die praktischen Dosen, die hübsch aussahen, die gut im Kühlschrank unterzubringen waren, die die Nahrungsmittel frischer hielten und die die Hausarbeit erleichtern konnten, wurden zum Medium des geselligen Austauschs unter Hausfrauen, die ihre Treffen als vom Produkthersteller initiierte private Partys feierten.<sup>180</sup>

Erfahrungen wie diese haben mit dazu beigetragen, die techniksoziologische Perspektive grundsätzlich zu verändern. Technische Geräte beeinflussen nicht nur das alltägliche Leben in mehr oder weniger deterministischer Weise, sie sind Karl H. Hörning zufolge zugleich eigenständige Kulturobjekte. „Damit sind sie auch Träger für kollektive Wertvorstellungen, wirken selbst an kulturspezifischen Stilprägungen mit und befördern Weltbilder. Sie sind aber auch offen für neue Zwecksetzungen, liefern Optionen, können unterschiedlichen ‚Herren‘ (Absichten, Gebrauchserwartungen) dienen. Keinesfalls alles, was mit Hervorbringung, Verbreitung und Gebrauch von Technik zu tun hat, kann auf technisch-funktionale Nutzenerwartungen zurückgeführt werden. Gefallen am Material oder Design, Lust an Bewegung und Geschwindigkeit, Neugierde, Suche nach sozialer Anerkennung, aber auch Unsicherheit, Mißfallen und Überdruß – all diese Freuden und Leiden sind mit der Alltagstechnik verbunden.“<sup>181</sup> Mit dieser Fragerichtung wird eine Vorgehensweise verabschiedet, die von technischen Artefakten so spricht, als ob es sich um Gegenstände außerhalb von Kultur und Gesellschaft handele, an die dann im zweiten Schritt soziokulturelle Fragestellungen herangetragen werden.

Auch dort, wo formalisierte Handlungsabläufe für eine effektive Bedienung der Geräte vorgeschrieben sind, gilt es zu sehen, daß wir in Gesellschaft von Geräten leben, die zugleich Kultobjekte sein können. So schreibt Bernward Joerges: „Die Verwendung von Geräten *als* Geräte, also ihre *technische* Handlungsintegration, schließt (...) ihre nichttechnischen Handlungsintegrationen nicht aus, sondern hat diese im Gegenteil immer zur Bedingung und zur Folge. (...) Ähnlich wie im *fin de siècle* und im Jugendstil die Schockwellen erster Explosionen der Welt technischer Dinge mit tausendfachen Allegorisierungen und Ornamentierungen beantwortet wurden, versorgt uns ja heute eine blühende Forschung zur ‚Organisationskultur‘ in den Spitzenunternehmen des derzeitigen kapitalistischen Systems mit vielfachen

180 Siehe dazu: Alison J. Clarke, *Tupperware: The Promise of Plastic in 1950s America*, Washington D.C. u.a. 1999; Martina Blaschka, *Tupperware als Lebensform. Die Schlüssel, die Party, die Beraterin. Eine empirische Studie*, Tübingen 1998; Helene Mühlestein u. Rebecca Niederhauser, „Tupperware. Ordnung, Sauberkeit und Hygiene im Haushalt“, in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 103/2007, S. 21–59.

181 Hörning 1988, S. 65f.

Belegen und Angeboten für Resymbolisierungen technisch-organisatorischer Schübe.<sup>182</sup> Der Vergleich mit der Situation um 1900 ist hilfreich. Denn die heutige Diskussion um die Kulturalisierung von Dingen mit nutzenorientierten Funktionen führt direkt in den historischen Kontext des 1907 in Darmstadt gegründeten *Werkbunds* und der Programmatik und Praxis des 1919 gegründeten *Bauhaus* in Weimar.

Die Debatten, die in diesem Kontext geführt wurden, und die Produkte, die hier entworfen wurden, bilden einen Knotenpunkt für sehr verschiedene konzeptuelle Impulse und Linien, die die Vermehrung der Dinge angetrieben und geleitet haben.<sup>183</sup> Verschiedene Richtungen stritten miteinander: Künstlerisch ambitionierten Handwerkern galten die Gegenstände aus maschineller Produktion als seelelose Objekte. Die englische *Arts&Crafts*-Bewegung forderte eine Rückkehr zum Handwerk, den Respekt vor der natürlichen Eigenart der Materialien und die Wiedervereinigung von Kunst und Kunsthandwerk.<sup>184</sup> Es gelang ihr, einen neuen ornamentalen Stil zu entwickeln, der gleichsam gegen die Formelemente technischer Konstruktion auf eine Ästhetik des Organischen baute, auf das Wachstum der Pflanzen sowie die Stabilität und Leichtigkeit des Knochenbaus. Die Verwandlung der Dinge in Ornamente, die als Jugendstil populär wurde, war zugleich ein Protest gegen die maschinell hergestellten Gebrauchsgüter.

In einer anderen Bewegung wurde der technische Ursprung der Gebrauchsgüter durch historisierende Rückgriffe auf historische Formelemente von Gotik, Renaissance und Klassizismus verdeckt. Egon Friedell, den wir hier auszugsweise zitieren wollen, hat diesen dann ausufernden gegenwartsentrückten Historismus treffend charakterisiert: „Es ist die Ära des allgemeinen und prinzipiellen Materialschwinds. Getünchtes Blech markiert sich als Marmor, Papiermaché als Rosenholz, Gips als schimmernder Alabaster, Glas als köstlicher Onyx. (...) Die schwüle rosa Ampel über dem Bett ist ebenso Attrappe wie das trauliche Holzschrein im Kamin, denn beide wurden niemals benützt (...), an der Wand hängen trotzig Schwerter, die nie gekreuzt, und stolze Jagdtrophäen, die nie erbeutet wurden. Dient aber ein Requisit einer bestimmten Funktion, so darf diese um keinen Preis in seiner Form zum Ausdruck kommen. Eine prächtige Gutenbergbibel entpuppt sich als Nähne-

182 Bernward Joerges, „Gerätetechnik und Alltagshandeln. Vorschläge zur Analyse der Technisierung alltäglicher Handlungsstrukturen“, in: ders. 1988, S. 20-50, hier S. 23f.

183 Dazu gehört auch das Engagement des Theologen Friedrich Naumann. Zu seinen Überlegungen, das Erleben, das die Produktionsästhetik des Werkbundes ermöglichen soll, in einen Zusammenhang mit pietistischem Frömmigkeitserleben zu bringen, siehe: Christian Albrecht, „Wortlos gewordener Pietismus“. Friedrich Naumanns Engagement für den Deutschen Werkbund“, in: *Protestantismus und Ästhetik. Religionskulturelle Transformationen am Beginn des 20. Jahrhunderts*, hg. v. Volker Drehsen / Wilhelm Gräb u. Dietrich Korsch, Gütersloh 2001, S. 250-285.

184 Zu den prominenten Vertretern vgl. Hans-Christian Kirsch, *William Morris. Ein Mann gegen die Zeit. Dichter – Buchkünstler – Designer – Sozialreformer*, München 1996; Jörn Leonhard, „John Ruskin. Ästhetik und Gemeinschaft im Zeitalter der ambivalenten Moderne“, in: *Religionsstifter der Moderne: von Karl Marx bis Johannes Paul II*, hg. v. Alf Christophersen, München 2009, S. 94-105.

cessaire, ein geschnitzter Wandschrank als Orchestrion; das Buttermesser ist ein türkischer Dolch, der Aschenbecher ein preußischer Helm, der Schirmständer eine Ritterrüstung, das Thermometer eine Pistole.<sup>185</sup> Freilich konnte der Renaissancestuhl mit maschinell gedrehten Beinen bei vielen nicht das Empfinden befriedigen, einer neuen Zeit entgegenzugehen, für die ein neuer Stil entwickelt werden sollte, von dem man sich auch sozialreformerische Effekte angesichts der Erfahrung der Inkohärenz des gesellschaftlichen Lebens versprach. Schließlich gab es neben Historismus und Jugendstil noch die dritte, an wirtschaftlichem Erfolg orientierte Richtung: Die maschinell produzierten Gebrauchsgegenstände sollten sich auch gut verkaufen. Aber auf den Weltausstellungen gerieten deutsche Produkte für den Konsum ob ihrer ästhetischen Mangelhaftigkeit ins Abseits. Die Hoffnung der Unternehmer, ins Ausland exportieren zu können, wurde notorisch enttäuscht.<sup>186</sup>

Daß es in dieser Gemengelage zu Zielkonflikten kommen mußte, zeigen die Auseinandersetzungen im 1907 in Darmstadt gegründeten *Werkbund*, einer Vereinigung von Künstlern, Architekten, Unternehmern und Sachverständigen. Gefördert werden sollten exportfähige Produkte, die sich durch Nützlichkeit, Sachlichkeit, Materialgerechtigkeit und Formschönheit auszeichnen. Streitpunkt wird anlässlich der *Werkbund*-Ausstellung in Köln 1914 die Frage der Typisierung der Gebrauchsgegenstände. Hermann Muthesius sah in der Typisierung eine Bedingung für das „Vorhandensein leistungsfähiger und geschmacklich sicherer Großgeschäfte“. Dabei ging es ihm um einen Ausgleich der Interessen zwischen Künstlern und Unternehmern. Henry van de Velde, der die Auffassungen einer von Karl Ernst Osthaus angeführten Gruppe von Künstlern und Architekten vortrug, antwortete: „Solange es noch Künstler im Werkbunde geben wird und solange diese noch einen Einfluß auf dessen Geschicke haben werden, werden sie gegen jeden Vorschlag eines Kanons oder einer Typisierung protestieren.“ Der Künstler sei „seiner innersten Essenz nach glühender Individualist, freier spontaner Schöpfer.“<sup>187</sup>

Dem haben nicht alle Künstler zustimmen können. Zu den Inspiratoren des Weimarer *Bauhauses* gehörte auch die holländische Gruppe *De Stijl*. In *Manifest I*, das Theo van Doesburg, Piet Mondriaan und andere unterzeichneten, heißt es: „1. Es gibt ein altes und ein neues Zeitbewußtsein. Das alte richtet sich auf das Individuelle. Das neue richtet sich auf das Universelle.“ Dies sei im Krieg und in der Kunst bemerkbar geworden. „2. Der Krieg destruktiviert die alte Welt mit ihrem Inhalt: die individuelle Vorherrschaft auf jedem Gebiet. 3. Die neue Kunst hat das,

185 Egon Friedell zit. n. Gert Selle, *Geschichte des Design in Deutschland*, Frankfurt a.M./New York 41994, S. 71.

186 Ebd., S. 85f.

187 Muthesius und van de Velde zit. n. Frederic J. Schwartz, „Der ‚Schleier der Maja‘. Karl Ernst Osthaus, das Deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe und der Werkbundstreit“, o.J., online: <http://www.museumderdinge.de/institution/historisches-kernthema/der-schleier-der-maja> (letzter Zugriff: 04.07.2017). Ausführlicher ders., *The Werkbund: Design Theory and Mass Culture before the First World War*, New Haven/London 1996a; ders., „Commodity Signs. Peter Behrens, the AEG, and the Trademark“, in: *Journal of Design History* 9(3)/1996b, S. 153-184.



was das neue Zeitbewußtsein enthält, ans Licht gebracht: gleichmäßiges Verhältnis des Universellen und des Individuellen. 4. Das neue Zeitbewußtsein ist bereit sich in allem, auch im äußerlichen Leben zu realisieren. 5. Tradition, Dogmen und die Vorherrschaft des Individuellen (des Natürlichen) stehen dieser Realisierung im Wege.<sup>188</sup> Die Absage an die Vorherrschaft des Individuellen zielte auf die Welt der Egoisten entfesselter Marktwirtschaft ebenso wie auf den Sozialdarwinismus und Chauvinismus des Krieges.

Aber wie könnte sich ein gleichmäßiges Verhältnis des Universellen und des Individuellen im äußerlichen Leben darstellen? Die Lösung, die sich im Weimarer *Bauhaus* schließlich durchgesetzt hat, lief darauf hinaus: Es sollten Wohnungen, Möbel und Hausrat hergestellt werden, deren Form direkt aus der Funktion folgen sollte. Der amerikanische Architekt Louis Sullivan hatte diese Formel um 1900 zur Maxime erhoben.<sup>189</sup> Es ging darum, symbolfreie, rein funktionale Dinge zu entwerfen. Dies sollte auch eine Antwort auf die Probleme der Gestaltung von Gebrauchsgegenständen sein, die mit der Konkurrenz von handwerklicher und maschineller Produktion aufgetreten waren. Im 1919 gegründeten *Bauhaus* haben sich die Tendenzen der Vorkriegszeit gebündelt: die Reformprogramme der Kunstschulreform und die Fragen, die den *Werkbund* bewegt hatten, wurden mit den Enthusiasmen der Revolutionserwartung verbunden. Das Streben nach einem „reinen Kunstausdruck“, den die Gruppe *De Stijl* als Überwindung individueller und natürlicher Voraussetzungen forderte, hatte dabei auch starke *kunstreligiöse* Züge, wie sie in revolutionären Situationen Konjunktur haben.

Man griff auch historisch weit zurück auf das Bauhüttenwesen des gotischen Kathedralenbaus. Verbunden damit war der Wunsch nach religiöser Erneuerung. Walter Gropius schließt das *Bauhaus*-Manifest mit den Zeilen: „Bilden wir also eine neue Zunft der Handwerker ohne die klassentrennende Anmaßung, die eine hochmütige Mauer zwischen Handwerkern und Künstlern errichten wollte! Wollen, erdenken, erschaffen wir gemeinsam den neuen Bau der Zukunft, der alles in einer Gestalt sein wird: Architektur und Plastik und Malerei, der aus Millionen Händen der Handwerker einst gen Himmel steigen wird als kristallenes Sinnbild eines neuen kommenden Glaubens.“<sup>190</sup> Lyonel Feiningers kubistischer Holzschnitt *Kathedrale der Zukunft* wurde Titelblatt von Manifest und Programm des *Bauhauses*.<sup>191</sup>

188 Theo van Doesburg, „Manifest I“, in: *De Stijl* 2(1)/1918, S. 4-5; online: The International Dada Archive, [http://sdr.lib.uiowa.edu/dada/De\\_Stijl/2/1/pages/04.htm](http://sdr.lib.uiowa.edu/dada/De_Stijl/2/1/pages/04.htm) (letzter Zugriff: 07.11.2017).

189 Zur Diskussion dieser Formel siehe Andreas Dorschel, *Gestaltung – Zur Ästhetik des Brauchbaren*, Heidelberg 2002, S. 24-40; grundlegend zum Streit um Funktion und Ornament: Michael Müller, *Die Verdrängung des Ornaments. Zum Verhältnis von Architektur und Lebenspraxis*, Frankfurt a.M. 1977.

190 Walter Gropius, „Bauhaus-Manifest“, Weimar 1919, online: [http://www.dnk.de/\\_uploads/media/186\\_1919\\_Bauhaus.pdf](http://www.dnk.de/_uploads/media/186_1919_Bauhaus.pdf) (letzter Zugriff: 04.07.2017).

191 Siehe dazu: Magdalena Bushart, „Am Anfang ein Mißverständnis. Feiningers Kathedrale und das Bauhaus-Manifest“, in: *Modell Bauhaus*, hg. v. Bauhaus-Archiv Berlin, Ostfildern 2009, S. 29-32.

In den frühen Schockwellen der rapiden Vermehrung und Kulturalisierung technischer Dinge ging es nicht nur um Funktion und Ästhetik, sondern auch um religiöse Dimensionen. Je mehr wir den Intensitäten der Erfahrung artifizierlicher Lebenswelt nachgehen, umso häufiger werden wir auf sie stoßen, sei es, daß ein Zukunftsglaube aufgerufen wird oder Dinge zu Kultobjekten erhoben werden. Stabile Profile einer neuen Religiosität sind dabei nicht sogleich zu identifizieren. Die Vermischung mit dominanten älteren Religionstypen der Moderne ist die Regel. Dies läßt sich am Beispiel *Bauhaus* und den Impulsen, die von ihm ausgingen, zeigen.

GAB ES EINE RELIGION DES BAUHAUSES? Zielkonflikte sind absehbar, wenn Dinge, die nach den Prinzipien Nützlichkeit, Sachlichkeit und Materialgerechtigkeit hergestellt werden, zugleich auch in ihrer Form ästhetischen Ansprüchen genügen sollen. Dann sind neue ästhetische Normen gefragt, die der Maxime *form follows function* entsprechen. In religionssoziologischer Perspektive stellt sich jedoch noch ein anderer Zielkonflikt, der die Rolle der Religion betrifft, die im ersten Bauhaus-Manifest so emphatisch eingefordert wird. So ist zu fragen: Gab es eine Religion des Bauhauses? Und wenn ja, welcher Art war sie?

Zunächst ist festzustellen: Das Profil der Hoffnung auf eine religiöse Erneuerung speiste sich aus dem bunten Spektrum der neuen Propheten, Apostel und Religions-Synthetisierer, die um 1900 auf dem Religionsmarkt erschienen waren. So wurde in der Ausstellung „Künstler und Propheten. Eine geheime Geschichte der Moderne 1872–1972“, die in der *Schirn Kunsthalle Frankfurt* vom 6. März–14. Juni 2015 zu sehen war, der Briefwechsel zwischen Walter Gropius und dem Künstler Hugo Höppener, genannt Fidus, gezeigt.<sup>192</sup> Fidus vertrat eine theosophisch gefärbte und von Bachofens Mutterrecht inspirierte erotisch-mystische Naturreligion, in der es um die Verschmelzung der Geschlechter und den göttlichen Mutterschoß ging, in den der Mann zurückkehren sollte.<sup>193</sup> Walter Gropius bat Fidus um einige Zeich-

192 Ausstellung „Künstler und Propheten. Eine geheime Geschichte der Moderne 1872–1972“, *Schirn Kunsthalle Frankfurt* vom 6. März – 14. Juni 2015; siehe auch: Christoph Wagner, *Das Bauhaus und die Esoterik: Johannes Itten, Wassily Kandinsky, Paul Klee*, Bielefeld/Leipzig 2005; Marion Ackermann, „Eine Sprache, die besser wirkt als Esperanto. Überlegungen zum Einfluß des Spiritismus auf Kandinsky“, in: *Mystique, mysticisme et modernité en Allemagne autour de 1900 / Mystik, Mystizismus und Moderne in Deutschland um 1900*, hg. v. Moritz Baßler u. Hildegard Chatellier, Straßburg 1998, S. 187–201. Siehe dazu auch die Pionierstudie von Sixten Ringbom, „Art in ‚The Epoch of the Great Spiritual‘. Occult Elements in the Early Theory of Abstract Painting“, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 29/1966, S. 386–418. Im Unterschied zum Einfluß der Esoterik auf das Bauhaus ist die Bedeutung des Marxismus und der sowjetischen Revolutionsarchitektur für das Bauhaus wenig erforscht. Vgl. dazu Werner Nehls, *Bauhaus und Marxismus*, München 2010. Zum weiteren Kontext: Klaus von Beyme, *Das Zeitalter der Avantgarden. Kunst und Gesellschaft 1905–1955*, München 2005, insbesondere die Kapitel „Die Suche nach einer holistischen Theorie zwischen Wissenschaft und Esoterik“, S. 259 ff und „Kunst zwischen Parareligion, Esoterik und Wissenschaft“, 277ff.

193 Vgl. Janos Frecot / Johann Friedrich Geist u. Diethart Kerbs, *Fidus. 1868–1948, Zur ästhetischen Praxis bürgerlicher Fluchtbewegungen*, München 1972; Marina Schuster, „Fidus“, in:

nungen seiner Traumarchitektur für die „Ausstellung für unbekannte Architekten“. Ans Bauhaus wurde auch Ludwig Christian Haeusser zum Vortrag eingeladen. Dieser hatte nach einem Erweckungserlebnis im Weltkrieg den Kaiser in einem flammenden offenen Brief aufgefordert abzudanken, war dann auf dem vom Paradiessucher Gusto Gräser und anderen gegründeten *Monte Verità* bei Ascona mit den verschiedenen Lebensreformern in Kontakt gekommen. Er wurde zum Wanderprediger, der, mit einer Mönchskutte bekleidet, Bannflüche wider die Verderbtheit der Welt schleuderte und mit einer Mixtur aus Urchristentum, Taoismus, Nietzsche und Stirner den Willen zur Selbsterlösung kräftigen wollte.<sup>194</sup>

Zu den ersten Lehrern, die Gropius an das *Bauhaus* berief, gehörte der Künstler Johannes Itten, dessen Theorie der sieben Farbkontraste in den Lehrplan vieler Kunsthochschulen aufgenommen wurde. Es war die Nähe zur Mazdaznan-Religion, die zur Entfremdung zwischen Gropius und Itten und seinem Weggang aus dem *Bauhaus* 1923 führte. Länger blieb der 1920 berufene Künstler Georg Muche am *Bauhaus*. Auch er war Anhänger der Mazdaznan-Religion; 1927 wurde er Lehrer an Johannes Ittens privater Kunstschule in Berlin. Die Mazdaznan-Religion wurde um 1900 von Otoman Zar-Adusht Ha'nish erfunden, den Upton Sinclair in *The Profits of Religion* als deutschen Ladenjungen namens Otto Hanisch erkannte, und dessen bizarre Karriere er durch die verschiedensten Sekten und okkulten Gruppen verfolgte.<sup>195</sup> Zu den Ingredienzien der Mazdaznan-Religion gehörten ein Sonnenkult vermischt mit zarathustrischen, hinduistischen, christlichen und islamischen Motiven, die sich zu einer arischen Urreligion zusammenfügen sollten. Dabei bediente sich Hanisch ausgiebig aus dem Fundus der *Theosophischen Gesellschaft*. Allerdings ging es nicht in erster Linie um eine neue religiöse Weltanschauung, die sich auf dem Religionsmarkt behaupten sollte. Im Zentrum stand vielmehr eine entschieden orthopraktische Ausrichtung. Die Religion sollte die gesunden Kräfte des Menschen mit vegetarischer Kost, Darmreinigung und Atemtechniken stärken. Damit kam die Mazdaznan-Religion den lebensreformerischen Ambitionen der Zeit entgegen, die auch für Künstler attraktiv waren, die an die Existenz einer schöpferischen Kraft glaubten.

Mit Blick auf den Leitfaden unserer Religionssoziologie bewegen wir uns hier im Übergangsfeld der Erfahrungsdimensionen entfesselter Marktwirtschaft und artifizieller Lebenswelt. Für die weltanschaulichen Konkurrenzen auf dem Religi-

---

*Handbuch zur ‚Völkischen Bewegung‘ 1871-1918*, hg. v. Uwe Puschner / Walter Schmitz u. Justus H. Ulbricht, München u.a. 1996, S. 904-905, hier: S. 904.

194 Ulrich Linse, *Barfüßige Propheten. Erlöser der zwanziger Jahre*, Berlin 1983, S. 57f. u. 156-200; ders., „Ludwig Christian Hauesser und das Bauhaus“, in: *bauhausvorträge. Gastredner am Weimarer Bauhaus 1919-1925*, hg. v. Peter Bernhard, Berlin 2017, S. 157-178.

195 Upton Sinclair, *Religion und Profit. Versuch einer wirtschaftlichen Auslegung*, Leipzig 1922, S. 145; siehe dazu: Ulrich Linse, „Mazdaznan – die Rassereligion vom arischen Friedensreich“, in: *Völkische Religion und Krisen der Moderne. Entwürfe ‚arteigener‘ Glaubenssysteme seit der Jahrhundertwende*, hg. v. Stefanie von Schnurbein u. Justus H. Ulbricht, Würzburg 2001, S. 268-291; Johannes Graul, *Nonkonforme Religionen im Visier der Polizei. Eine Untersuchung am Beispiel der Mazdaznan-Religion im Deutschen Kaiserreich*, Würzburg 2013.

onsmarkt war die Richtigkeit, Authentizität, Beweisbarkeit, ehrwürdige Tradition und Glaubwürdigkeit dessen, was man als seine Religion annehmen wollte, maßgeblich. Mit dem deutlicher sich abzeichnenden Erfahrungsraum artifizierlicher Lebenswelt werden die Maßstäbe des Machens, der Herstellbarkeit wichtiger. Wir werden auf die orthopraktischen Religionen, insbesondere im Bereich der Gesundheits- und Körperkulte, die in der Lebensreformbewegung um 1900 aufblühen, im Kapitel *Doing Religion – Glaube an Verfahren* zurückkommen.<sup>196</sup>

Mit dem Weggang von Itten treten in der Arbeit des *Bauhauses* nicht nur die älteren, dem Religionsmarkt um 1900 entstammenden religiösen Ambitionen, für einen kommenden Glauben zu wirken, zurück. Deutlicher werden ebenso die Bruchlinien zwischen Kunst, Handwerk und Industrie, die schon die Diskussionen im *Werkbund* beherrscht hatten. Der Widerspruch, den Gert Selle als „inneres Thema“ des *Bauhauses* auf seinem Weg zu einer „Schule der Industriekultur schlechthin“ ausgemacht hat, sei der „zwischen den notwendigen und fälligen Integrationsversuchen menschlicher Bedürfnisse und Fähigkeiten in die ‚versachlichende‘ Gegenständlichkeit der industriellen Moderne und der eigenmächtig-gewaltförmigen Funktionalität über alles menschliche Maß hinaus, die darin angelegt ist.“<sup>197</sup> Es sei darum gegangen, „den visionären Aufbruch von 1919 in einen permanenten Umbruch der Idealkonzepte nachbürgerlicher Umweltgestaltung“ zu verwandeln. Das *Bauhaus* habe sich mit einem „einzigsten großen Fragenkomplex“ auseinandersetzen müssen: „Ist die Industriekultur mit den Mitteln der Gestaltung gestaltbar? Ist die industrielle Umwelt zu einem Ausdruck der zugleich befreiten wie in soziale Bezüge eingebundenen Produktivkräfte zu machen? Gibt es ein symbolisch-ästhetisches Ausdrucksmuster, das gerade diese Funktion aller Funktionen befördert?“ Und wir ergänzen den Fragenkomplex um die uns besonders interessierende Frage, in wieweit die „Funktionalität über alles menschliche Maß hinaus“ Umrisse eines anderen Typus von Religiosität gewinnen kann.

Eine berühmte Antwort zu diesem Fragenkomplex haben die *Bauhaus*-Entwerfer mit ihren Stahlrohrmöbeln gefunden. Insbesondere Marcel Breuers Stahlrohrstuhl ist zur Ikone der *Bauhaus*-Moderne geworden. Rückblickend hat Breuer zu seinem Erfolg bemerkt: „als ich vor zwei Jahren meinen ersten stahlklubstuhl fertig sah, dachte ich, daß dieses stück unter meinen sämtlichen arbeiten mir am meisten kritik einbringen würde. es ist in seiner äußeren erscheinung sowie im materialausdruck am extremsten; es ist am wenigsten künstlerisch, am meisten logisch, am wenigsten ‚wohnlich‘, am meisten maschinenmäßig. das gegenteil des erwarteten trat ein.“<sup>198</sup> Die Kriterien des Geschmacks der Fachwelt und der interessierten Laien hatten sich geändert. Gerade durch die Maschinenmäßigkeit konnte eine ästhe-

196 Zum *Monte Verità* und den Lebensreformern ausführlich in diesem Band S. 1268ff.

197 Selle 1994, S. 157. Nachfolgende Zitate ebd.

198 Marcel Breuer, „metallmöbel“, in: *Innenräume*, hg. v. Werner Gräff, Stuttgart 1928, S. 133-134, hier S. 133. Siehe auch Marcel Breuer, *Design und Architektur. Katalog zur Ausstellung im Vitra Design Museum Berlin und Weil am Rhein 2003*, hg. v. Alexander von Vegesack u. Mathias Remmele, Weil am Rhein 2003.

tische Wertsteigerung erreicht werden, ohne daß diese dadurch geschmälert wurde, daß die industrielle Herstellung im Entwurf mitbedacht war. Dieses Möbel ist von allem Individualismus und aller Natürlichkeit befreit, wie es die Gruppe *Stijl* gefordert hatte. Das breite Interesse zeigte Breuer „deutlich die umstellung der zeitgesinnung, die umstellung vom launischen zum gesetzmäßigen. wir haben nicht mehr das bedürfnis, auf kosten der wirklichkeit phantastische, doch bald überlebte schnörkel des geschmacks, oder des stils (auch des ‚modernen‘) zu schaffen, oder zu verehren.“<sup>199</sup> In dem Maße, in dem die Eigensinnigkeit der Kunst, d.h. ihre „phantastischen Schnörkel“ ausgetrieben werden, hält die Wissenschaft Einzug in den Prozeß des Entwerfens. Hannes Meyer, Gropius' Nachfolger in der Leitung des Bauhauses, erklärt bei seinem Antritt: „alle dinge dieser Welt sind ein produkt der formel: (funktion mal ökonomie)“.<sup>200</sup>

Wäre dem so, befänden sich die Soziologen auf einem Irrweg, die für die Technik im Alltag, die Polyvalenz der Geräte, die uns umgeben, ihre kulturelle, insbesondere ästhetisch-symbolische Bedeutung erforschen. Dennoch ist festzuhalten, daß Gesellschaften, gleich welches technische Niveau gegeben ist, auf symbolische Ausdruckswerte ihrer hergestellten Dinge nicht verzichten können. Diese These hat Lewis Mumford für den Bereich aufgestellt, in dem der Funktionalismus vielleicht am konsequentesten durchgeführt wurde: der Architektur. „Daher geschah es denn auch, daß symbolische Ausdruckswerte, denen Zutritt zum Haupteingang durch das Gebot: ‚Form ergibt sich aus der Funktion‘ versperrt war, sich durch die Hintertüre wieder hereinschlichen.“<sup>201</sup> Die Befreiung des Bauens vom Symbolismus älterer Bauformen, auch das Verblässen der religiösen Bestrebungen der Anfangsjahre des Bauhauses verdeckt nach Mumford einen anderen Typus des Glaubens. Die funktionalen Bauten „waren nackt und kahl, klar umrissen und, wie es sich gehörte, allen äußeren Zierats bar. Aber sie machten dennoch eine Aussage. Sie waren nicht bloße Maschinenprodukte. Sie öffneten uns die Augen dafür, daß die Maschine selbst ein Gegenstand der Anbetung werden und daß eine Zeit, die Symbole ihrer Feierlichkeit entkleidete und geringschätzte, nichtsdestoweniger, wie der Held eines heute vergessenen Stückes von O'Neill, dahin gelangen kann, vor einem Dynamo niederzuknien.“<sup>202</sup> Diese Religiosität geht nun aber in eine andere Richtung als die Religionsprofile aus dem bunten Spektrum der neuen Propheten, Apostel und Religions-Synthetisierer, die um 1900 auf dem Religionsmarkt erschienen und bis heute in vielfachen Variationen anzutreffen sind.

Mumford führt in diesem Zusammenhang einen Begriff ein, der für die Sakralisierung der Dinge in der artifiziellen Lebenswelt zentral geworden ist: „Ich möchte hier die Behauptung aufstellen, daß vieles von dem, was in den letzten 25 Jahren

199 Breuer 1928.

200 Hannes Meyer, „bauen“, in: ders., *Bauen und Gesellschaft. Schriften, Briefe, Projekte*, hg. v. Lena Meyer-Bergner, Dresden 1980, S. 47-79, hier S. 47.

201 Lewis Mumford, „Symbol- und Funktionswerte in der Architektur“, in: *Merkur* 8/1954, S. 930-944, hier S. 936.

202 Ebd.